Wie
Heinrich von Eichenfels
zur
Erkenntniß Gottes
kam.

Eine Erzählung
für
Kinder
und
Kinderfreunde.

Von
dem Verfaſſer der Oſtereyer.

Landshut, 1817.
in der Krüll'ſchen Buchhandlung.

[illegible]

HALLE
(SAA

[illegible]

Erſtes Kapitel.

Aufſicht über Kinder ein Engelsgeſchäft.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten auf einem alterthümlichen, aber ſehr prächtigen Schloſſe, nahe an einem großen Walde, Graf Friderich und Gräfinn Adelhaid von Eichenfels. Ein zartes, wunderſchönes Knäblein, Namens Heinrich, das ſie unausſprechlich liebten, war ihr einziges Kind. Allein bevor das Kind noch den Namen Vater ausſprechen konnte, mußte der edle Graf fort in den Krieg. Die

fromme Gräfinn blieb zurück auf dem Schloſſe, und der einzige Troſt über die Abweſenheit ihres Gemahls, die einzige Freude in ihrer ſtillen Einſamkeit war ihr geliebter kleiner Heinrich. Sie hatte ſich vorgenommen, ganz der Erziehung desſelben zu leben, und ihr ganzes Herz ſehnte ſich nach dem ſeligen Augenblicke, da ſie mit dem holden Knaben auf dem Arme ihrem theuren Gemahl würde entgegeneilen können.

Eines Abends ſaß die Gräfinn mit ihrem Kinde auf dem Schooße in ihrem Zimmer. Margaretha, das Kindsmädchen, ſtand neben ihr und hielt dem Kinde, freundlichſcherzend, einige friſchgepflückte Blumen vor. Das Kind ſtreckte lächelnd die kleinen Händchen darnach aus, und auch die Mutter lächelte ſehr vergnügt, und ergötzte ſich an der Freude des Kindes. Da trat

auf einmal ein Diener, der mit dem Grafen ins Feld gezogen war, herein, und brachte die traurige Nachricht, der Graf sey schwer verwundet, und verlange vor seinem Ende, das vielleicht nahe sey, seine Gemahlinn noch zu sehen. Die Gräfinn ward todtenblaß und konnte mit ihren zitternden Händen das Kind fast nicht mehr halten. Der Bothe machte, als er den Schrecken der Gräfinn sah, einige Hoffnung, ihr Gemahl könne wohl noch davon kommen; indeß konnte er doch nicht verhehlen, sie müsse Tag und Nacht ohne Aufhören fahren, wenn sie ihn noch sicher am Leben antreffen wolle. Die Gräfinn entschloß sich, augenblicklich abzureisen. Sie benetzte ihr Kind mit heißen Thränen. „Du guter kleiner Heinrich, sagte sie, ach, du weißt noch nicht einmal, warum deine Mutter

weinet! Armes Kind, du verlierst deinen Vater, ohne ihn zu kennen! O, wie schmerzt es mich; daß ich dich auf dieser weiten beschwerlichen Reise in das Kriegslager nicht mitnehmen kann!"

„O Margaretha, rief sie, indem sie sich zu dem Mädchen wandte, dir übergebe ich das Liebste, was ich hier zurück lasse. Habe doch recht Acht auf das Kind! Laß es keinen Augenblick allein; auch nicht, wenn es schläft. Verpflege es so sorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es an jedem schönen Tage, besonders des Morgens, in den Garten an die frische Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm; zeige ihm öfters Blumen und andere schöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich werden, womit er sich stechen, oder das er

verſchlingen könnte. Am wenigſten wirſt du dich unterſtehen, ihm etwas zu leid zu thun, und ihm Zorn und Unwillen über ſeine kindliche Unbehülflichkeit empfinden zu laſſen. Die Aufſicht über kleine Kinder iſt ein Engelsgeſchäft. Sey du dem Kinde ein guter Engel! — Die Beſchließerinn, der ich das ganze Hausweſen übergebe, wird mir ſchon wieder erzählen, ob du alle meine Worte genau befolgt habeſt. Verſprich es mir, dieſe meine letzten Ermahnungen nie außer Acht zu laſſen, damit ich wenigſtens in dieſem Stücke außer Sorge ſeyn könne. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurück komme. Wenn du mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurückgeben wirſt, ſo werde ich dich zu belohnen wiſſen. Auch werde ich

dir etwas recht Schönes mitbringen, das dir gewiß Freude machen soll.“

Margaretha versprach alles. Die Gräfinn küßte das Kind, segnete es, und blickte mit nassen Augen, indem sie inwerlich bethete, lange zum Himmel, gab dann das Kind Margarethen in die Arme, und stieg hierauf unter dem lauten Weinen und Jammern ihrer Dienerschaft und Unterthanen in den Wagen, und fuhr noch bey einbrechender Nacht und einem heftigen Regen ab.

Zweytes Kapitel.

Großes Unglück aus kleinem Ungehorsam.

Margaretha war ein armes, verwaietes Landmädchen. Sie hatte ein kindlich frommes Gemüth, einen hel-

tern fröhlichen Sinn, und ein sehr liebliches, blühendes Aussehen. Deßwegen hatte die Gräfinn sie zur Wärterinn des kleinen Heinrichs angenommen. Das gute fromme Mädchen befolgte alles, was die Gräfinn ihr befohlen hatte, genau, und es verging keine Stunde, in der ihr die Ermahnungen der Gräfinn nicht zu Sinne gekommen wären. Denn sie liebte die Gräfinn als ihre größte Wohlthäterinn, und hatte an dem holden Kinde die herzlichste Freude, ja sie ehrte in demselben schon ihren künftigen Grafen und Herrn.

Eines Tages saß Margaretha neben dem schöngeflochtenen Wiegenkorbe des schlafenden Kindes, und strickte. Sie hatte den Korb, der sich über dem Haupte des Kindes zierlich emporwölbte, mit Rosen geschmückt, damit

dem Kinde sogleich bey dem Erwachen etwas Schönes in die Augen falle. Ein feiner weißer Flor schützte das Kind, damit keine Fliege es im Schlafe störe — und lieblicher und schöner als die frischen Rosen schienen die rothen Wangen des schlafenden Kindes durch den zarten, durchsichtigen Flor.

Da kamen einige herumziehende Musikanten vor das Schloßthor, und ließen sich da hören. Die Leute im Schlosse liefen alle zusammen und riefen den Musikanten herein in die untere Stube, um sich, weil die Herrschaft eben nicht zu Hause war, bey Musik und Tanz einen lustigen Nachmittag zu machen. Margaretha hörte nichts lieber, als Musik; dennoch blieb sie, der Worte der Gräfinn eingedenk, an dem Wiegenkorbe des schlafenden Kindes ruhig sitzen. Da kam Görge,

der Gärtnerjunge, eilig in das Zimmer. „Gretchen, rief er, komm doch auch herab! Du glaubſt nicht, wie luſtig es zugeht. Solche prächtige Muſik hab' ich noch nie gehört. Der eine hat ein Hackbrett, und ſchlägt darauf zu, als wollte ers in Stücke zerſchlagen. Ein kleiner Bube ſpielt den Triangel, der auch nicht übel klingt; und ein großer, dickbukiger Junge bläßt das Poſthorn dazu, daß einem beyde Ohren klingen, faſt lauter als der Triangel! Komm doch geſchwind herunter!" Margaretha ſagte, ſie dürfe das Kind keinen Augenblick verlaſſen. „Sey nur nicht ſo kindiſch, ſagte der leichtſinnige Burſche. Du wirſt wohl nicht allein die Heilige machen wollen. Das Kind ſchläft ja, und du kannſt ihm ja nicht ſchlafen helfen. Komm, komm, und zier' dich

nicht se. In einem Viertelstündchen bist du wieder hier. Einen Reihen wirst du mir nicht abschlagen.“ Margaretha ließ, wiewohl mit klopfendem Herzen, sich bereden, und ging mit hinab. Sie hatte aber wenig Freude; eine große Angst kam sie an. Sie wollte gehen; allein die übrigen hielten sie auf. Zuletzt riß sie sich mit Gewalt los, und eilte zur Wiege des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

Aber — welches Entsetzen ergriff sie! Das Bettchen war leer — sie sah nichts mehr von dem Kinde. Sie faßte sich zwar, und tröstete sich mit der Hoffnung, es habe wohl nur jemand von den Leuten im Schlosse das Kind zum Scherze in ein anderes Bette gelegt, um sie zu erschrecken. Aber schon der Gedanke, die Gräfinn könnte dieses inne werden, machte sie zittern.

e eilte von Zimmer zu Zimmer —
ſah nirgends etwas von dem Kin-
Eine wahre Todesangſt ergriff ſie.
e eilte hinab und rief unter die
nzenden: „Der junge Graf iſt nicht
hr in ſeinem Bettchen; wer von
h hat mich ſo erſchreckt, und das
nd hinweggenommen?“ Niemand
ßte etwas davon; kein Menſch war
s dem Zimmer gekommen. Alle hör-
ſogleich auf zu tanzen, und die
uſikanten gingen fort, ohne das
inkgeld abzuwarten. Alle, ſo viel
er in der Stube waren, eilten er-
rocken hinauf; alles wurde durch-
ht. Bald zeigte ſich, daß außer
n Kinde noch allerley Koſtbarkeiten
lten. Was konnte man anders den-
n, als das Kind ſey geraubt worden.
Die allgemeine Luſtbarkeit verwan-
te ſich nun in Weinen und Wehkla-

gen. Es war ein Jammer, als trüge man eine Leiche hinaus. „Ach Gott, rief die Beſchließerinn lautweinend, ach, die gute Gräfinn — wie wird es erſt ihr ſeyn, wenn ſie das hört! Das iſt ihr Tod.“ Margaretha aber wollte verzweifeln, ſie wäre im erſten Anfall der ſchrecklichſten Verzweiflung fortgerannt, und vielleicht gar in den Fluß geſprungen, wenn man ſie nicht aufgehalten hätte. „O du mein Gott, rief ſie mehrmals und voll des heftigſten Schmerzens, wer hätte das geglaubt, daß ein ſo kleiner Ungehorſam ſo große ſchreckliche Folgen haben könne!“

Drittes Kapitel.

Der gröſßte Jammer einer guten Mutter.

Indem nun alle Leute aus dem Schloſſe voll Schrecken und Verwirrung, weinend und jammernd, in dem Zimmer des Kindes beyſammen waren; indem Margaretha, halb wahnſinnig, ſcheu und verwildert aus ihren ſchwarzen Augen blickte, und mit zerrauften Haaren neben dem leeren Bettchen auf dem Boden ſaß, auf dem die Roſen, die den Wiegenkorb geſchmückt hatten, zerſtreut und zertreten umher lagen: da ging mit einem Male ſchnell die Zimmerthüre auf — und die Gräfinn trat herein.

Die Wunde des Grafen war nicht ſo gefährlich, als es Anfangs geſchie-

nen hatte. Sobald er sich außer aller Gefahr befand, hatte die Gräfinn, auf Zureden des Grafen und aus eignem Antriebe ihres mütterlichen Herzens, die Rückreise angetreten, um nur recht bald wieder bey ihrem lieben Kinde zu seyn. Sie war nur aus der Kutsche gesprungen, und sogleich auf das Zimmer geeilt, wo sie den kleinen Liebling ihres Herzens zu umarmen hoffte.

Alles im Zimmer erschrack bey dem Anblicke der Gräfinn. Margaretha that einen lauten Schrey. „O Gott, rief sie, sey mir und ihr gnädig!“ Die Gräfinn sah die todtenblassen Gesichter — die rothgeweinten Augen — Margarethens Verzweiflung — die leere Wiege mit Schrecken. Niemand wollte auf ihre Fragen antworten. Tausend bange Ahnungen, tausend

ſchreckliche Gedanken zuckten gleich Blitzen durch ihre Seele. Sie zitterte für das Leben ihres Kindes. Als ſie endlich die Geſchichte halb erfuhr und halb errieth — da war es ihr, als brächen Himmel und Erde auf ſie herein; ſie ſank in Ohnmacht und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht alles herbey geeilt wäre, ſie zu halten.

„O Gott, o Gott, rief ſie endlich jammernd, als ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, welch ein entſetzliches Leiden haſt Du mir aufgelegt! Ach, mein Kind, mein Kind, mein liebſtes Kind! O mein Gemahl, mein theuerſter Gemahl, ach, dieſe Bothſchaft wird dir tiefere Wunden ſchlagen, als das Schwert der Feinde! — O du lieber, lieber, guter kleiner Heinrich, wo biſt du wohl jetzt? In welche Hände biſt du gefallen? O, wenn du von

Räubern verführt werden und ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachsen solltest — wie schrecklich wäre das? Ich kann nicht einmal daran denken! Ach, lieber weihte ich an deinem kleinen Grabe! O dann wärest du ein schöner Engel an Gottes Throne und ich hätte den Trost, dich dort einstens wieder zu sehen! Aber jetzt fehlt mir auch dieser einzige, dieser süßeste Trost! Ach, was kann, was wird unter solchen Menschen aus dir werden?"

„O Gott, rief sie dann wieder, und fiel auf die Knie nieder, und blickte mit gerungenen Händen weinend zum Himmel. O guter Gott, Du einziger Trost in allen Nöthen! Mein Kind ist zwar meinen Armen entrissen, aber deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Ich weiß nicht, in welchen finstern Wäldern, in welcher Räuberhöh-

le es ſich befinde; aber dein Auge ſieht es, wo es auch iſt. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr erweiſen, aber Du und nur Du allein kannſt es erhalten. Du höreſt ja das Schreyen der jungen Raben — o höre auch das Flehen dieſes Kindes, das gewiß weint und wimmert und ſich nach ſeiner Mutter ſehnt. — Mir und meinem lieben Gemahl' aber gieb die Gnade, dieſen Verluſt zu ertragen! Obwohl zunächſt Unvorſichtigkeit und Bosheit der Menſchen uns den kleinen Engel geraubt haben — ſo ließeſt doch Du es zu. Du fügteſt es ſo; Dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieſer Schmerz wird mir unter deiner Leitung einmal zum Heile ſeyn.“ So tröſtete ſich die trauernde Mutter.

Margaretha aber war ohne allen Troſt. Sie fiel der Gräfinn zu Füßen und bat ſie um Verzeihung. „Ach, ſagte ſie zur Gräfinn, wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreyen könnte, ich wollte gerne den letzten Tropfen vergießen. Laſſet mich hinrichten; ich will gerne ſterben.“ Die Gräfinn verzieh ihr. „Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung, ſprach ſie; es ſoll dir kein Leid geſchehen. Du ſiehſt aber, wie gut ichs meynte, wie weiſe mein Befehl war; du haſt es nun erfahren, was Ungehorſam, Leichtſinn, Hang zu Luſtbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unſer aller Freuden auf dieſer Welt ſind nun für immer dahin, wie die Roſen hier, die welk und entblättert auf dem Boden umher liegen.

Nachdem die Gräfinn ſich von dem erſten Schrecken erholt und vernommen hatte, das Kind ſey erſt vor ein Paar Stunden geraubt worden, ſo ſchickte ſie ſogleich eine Menge Leute aus, es aufzuſuchen. Ein Bothe nach dem andern kam wieder zurück. Margaretha lief jedem entgegen, und weinte immer aufs neue, ſobald ſie ſchon von weitem ſeine troſtloſe Miene ſah. Endlich kam auch der letzte, ohne die geringſte Spur von dem Kinde entdeckt zu haben, und Margaretha weinte ſich faſt die Augen aus. Nach und nach wurde ſie zwar ruhiger; allein ſie war immer ſehr blaß und ging umher, wie ein Schatten. Jedermann hatte Mitleiden mit ihr. Auf einmal verſchwand ſie, und kein Menſch wußte, wo ſie hingekommen war.

Viertes Kapitel.

Die Räuberhöhle.

Eine Zigeunerinn, ein altes, häßliches Weib mit pechschwarzen Haaren und gelbbraunem Gesichte, hatte das Kind geraubt. Das Weib gab sich, leichtgläubige Menschen zu betrügen und zu bestehlen, mit Wahrsagen ab. Unter diesem Vorwande war sie schon früher einmal in das Schloß gekommen, und hatte alle Gelegenheiten wohl ausgekundschaftet. Sie stand mit dem Aeltesten der drey Musikanten im Einverständnisse, und während dieser mit lärmender Musik alle Leute im Schlosse in die untere Stube lockte, war die Zigeunerinn durch ein kleines Thürlein in der Gartenmauer, das der Gärtnerjunge aus Unachtsamkeit offen gelassen

hatte, in den Schloßgarten, und auf einer wenig beſuchten Wendeltreppe in das Zimmer des Kindes geſchlichen, hatte das Kind und was ſie ſonſt in der Geſchwindigkeit zuſammenraffen konnte, genommen und war damit durch den Garten ſchnell in den nahen Wald entflohen.

Dort verbarg ſie ſich mit dem Kinde in ein Dickicht, bis es völlig Nacht war. In der finſtern Nacht machte ſie ſich auf, und trug das Kind weiter. Sie ging auf lauter abgelegenen, heimlichen Wegen. Mit Lebensmitteln hatte ſie ſich hinreichend verſehen. Den Tag über verſteckte ſie ſich wieder in dichtes Geſträuch oder in das Korn. So wanderte ſie viele Meilen weit fort, bis ins Gebirg. Hier befand ſich, tief unter der Erde, eine ſchauerliche Höhle, die ein Theil eines eingegangenen, halb-

verſchütteten Bergwerkes war. Der Eingang dazu war von Felſentrümmern und verwachſenen Dornen ſo gut verſteckt, daß ihn nicht leicht ein Menſch finden konnte. Nachdem die Zigeunerinn lange durch Geſtein, Dorngeſträuch und Brombeerſtauden gekrochen war, kam ſie an eine eiſerne Thüre, zu der ſie den Schlüſſel hatte. Sie öffnete die Thüre und kam dann durch einen langen Gang, der wohl eine Stunde dauerte, endlich in die Höhle.

Dieſe Höhle war der Aufenthalt von Räubern. Hier verbargen ſie ſich, um vor der ſtrafenden Gerechtigkeit ſicher zu ſeyn. Hier verwahrten ſie in großen ſchweren Küſten ihre geraubten Schätze — eine Menge prächtiger Kleider und koſtbarer Geräthe, Gold und

Sil-

Silber, Edelſteine und Perlen. Die Räuber, furchtbare Männer, mit trotzigen Geſichtern und rauhen Bärten, ſaßen, als die Zigeunerinn mit dem Kinde ankam, eben beyſammen, tranken, rauchten Tabak und ſpielten in den Karten. Sie hatten eine große Freude, als ſie vernahmen, dieſes Kind ſey der junge Graf Heinrich von Eichenfels, und ſie überhäuften die Zigeunerinn mit Lobſprüchen über den gelungenen Raub. Ein ſolches Kind vornehmer Aeltern in ihre Gewalt zu bekommen, hatten ſie ſchon lange gewünſcht. „Du haſt dich trefflich gehalten, alte Großmutter! ſagte der Räuberhauptmann. Nun ſind wir vollkommen ſicher. Wird einmal einer von uns gefangen, ſo drohe er nur, daß wir übrigen, ſobald wir hörten,

man habe einem unſrer Spießgeſellen ein Leid gethan, dieſes Kind gemäß unſrer Abrede ſchrecklich zu Tode martern würden. Da wird man ſeiner gewiß ſchonen, oder ihn vielleicht gar gehen laſſen.“ Der Hauptmann befahl hierauf der Zigeunerinn, die den Räubern kochte und die Hauswirthſchaft führte, wohl für das Kind zu ſorgen, damit es doch gewiß am Leben bleibe.

In dieſer ſchauerlichen Höhle kam nun das holde Knäblein zur Vernunft und lernte reden. Die Erinnerungen aus ſeiner erſten Kindheit erloſchen. Es wußte nichts mehr von der Sonne, dem Monde, der ganzen ſchönen Erde Gottes. Kein Strahl des Tages fiel je in dieſe Wohnung des Schreckens. Nur eine Lampe, die Tag und Nacht brannte, hing von dem dunklen, ruſigen Gewölbe der Höhle herab, und erhellte mit

ihrem trüben, rothen Schimmer die rauhen Felſenwände. An Lebensmitteln war kein Mangel. Die Räuber brachten Brod, Fleiſch, Gemüſe, und beſonders ſolche Speiſen, die ſich leicht aufbewahren ließen, und auch Wein im Ueberfluſſe. Ein großes Faß mit Waſſer in einer Ecke der Höhle, das ſie von Zeit zu Zeit friſch auffüllten, vertrat in dieſer unterirdiſchen Haushaltung die Stelle des Brunnens. Da ſie das Waſſer aber weit holen mußten, ſo ging die Zigeunerinn ſehr ſparſam damit um, und ſchärfte es dem Kleinen ſehr ein, den Hahn immer wohl zu ſchließen. Eine Streu von Binſen, die jedoch mit prächtigen Teppichen bedeckt war, diente den Räubern zum Nachtlager.

Die Zigeunerinn ließ dem Kleinen nichts abgehen. Sie gab ihm reichlich

zu eſſen; allein ſie unterrichtete ihn gar nicht im Guten. Das Kind lernte weder leſen noch ſchreiben, und hörte aus dem Munde dieſer böſen Menſchen nie ein Wort von Gott. Nur einer unter den Räubern, ein Jüngling und der Sohn ehrlicher Leute, den aber die Luſt zum Spielen zu dieſer ſchrecklichen Lebensart verleitet hatte, unterhielt ſich gerne mit dem Kleinen und brachte ihm, ſo oft er heimkam, etwas mit, ihm einen kleinen Zeitvertreib zu machen. Er ſchenkte ihm allerley von Holz ausgeſchnitzte ſchönbemahlte Figuren, die Abbildung einer Schäferey mit vielen Schaafen, nebſt Schäfer und Schaafhund, eines Gartens mit allerley Bäumen, an denen gelbe und rothe Früchte hingen, einen kleinen Spiegel und andere dergleichen Spielwerke für Kinder. Einmal kaufte er ihm eine klei-

ne Flöte, und lehrte ihn ein Liedchen darauf ſpielen; ein anders Mal brachte er ihm einen Bund gemahlter Blumen und lehrte ihn, ſelbſt Blumen aus Papier ausſchneiden, ſie zuſammen fügen und mit allerley Farben bemahlen. Der Kleine beſchäftigte ſich auf dieſe Art manche Stunde. Das Liebſte aber aus allen ſeinen Spielſachen war dem Kinde ein kleines Bildniß ſeiner Mutter, das die Zigeunerinn in dem Schloſſe entwandt hatte. Es war unvergleichlich ſchön und lieblich gemahlt, in Gold und geſchliffenen Kriſtall gefaßt, und ringsum mit Diamanten beſetzt. Die Zigeunerinn ließ es ihm, aber nur hie und da auf eine kurze Zeit, wenn ſie beſonders guter Laune war.

Der junge Räuber betrachtete das Bild öfter, gedachte ſeiner eignen Mutter und wiſchte ſich eine heimliche Thrä-

ne aus dem Auge. „Armes Kind, ſagte er bey ſich ſelbſt, es war doch grauſam, dich einer ſolchen Mutter vom Herzen hinweg zu reißen. O wie ganz anders würdeſt du es bey ihr gehabt haben, als hier in dieſem ſchauerlichen Aufenthalte! — Und deine gute Mutter, wie wird ſie um dich weinen! Könnte ich dich in ihre Arme zurückbringen — wie gerne würde ich es thun! Aber ich ſelbſt bin wie ein Gefangener! Hundert Male wäre ich ſchon entlaufen, wenn meine vorgeblichen Freunde mir getraut und mich nicht immer ſo ſorgfältig bewacht hätten.“

Er führte mit dem Knaben allerley Geſpräche, erzählte ihm mancherley, das dem Kleinen Freude machte, und ſeinen Verſtand weckte; allein von Gott und Ewigkeit durfte er nicht mit ihm reden; das hätten die übrigen Räuber nicht ge-

litten, weil ſie ſich vor allem ſcheuten, was ihr Gewiſſen aufwecken konnte.

Fünftes Kapitel.

Verſuch zu entrinnen.

Da der Knabe etwas älter wurde, war er ſehr neugierig zu wiſſen, wo die Männer denn immer hingingen. Er bat ſie öfter, ihn mitzunehmen. Allein ſie wieſen ihn allemal kurz und rauh ab und vertröſteten ihn auf ein anders Mal. Einſtens waren ſie wieder auf den Raub ausgezogen. Die alte Zigeunerinn, die gar nicht mehr gut zu Fuße war und immer zurückblieb, war dem muntern Knaben eine ſehr traurige Geſellſchaft. Sie war immer ſehr grämlich und ſaß, wegen ihrer triefenden Augen, oft ſtundenlang hinter einem grünen Lichtſchirm und flickte altes Leinenzeug oder zählte Geld,

ohne ein Wort zu reden. Dann ſchlief und ſchnarchte ſie wieder mehrere Stunden in Einem fort.

Als ſie nun wieder einmal feſt eingeſchlafen war, faßte der Knabe Muth, zündete eine Wachskerze an, ging in dem dunklen Gange, durch den die Räuber alle Male fortzogen, immer weiter und weiter, und kam endlich an die eiſerne Thüre. Es gelang ihm aber nicht, ſie zu öffnen, indem ſie mit einem ſchweren Schloſſe feſt verſchloſſen war. Traurig kehrte er zurück. Allein der Gang, durch den er gekommen war, hatte mehrere ſchmale Nebengänge, in denen man Stunden weit unter der Erde umher gehen konnte. Der Kleine ging in den erſten Gang, den er im Zurückgehen bemerkte, hinein. Nachdem er lange Zeit gegangen und ſeine Kerze bereits ausgebrannt und am Erlöſchen war, ſchien

es ihm, als ſähe er in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde ging er darauf zu. Das röthlich ſtrahlende Licht wurde immer größer und endlich ſo groß, daß es ihm als eine feurige, aufrecht ſtehende Geſtalt vorkam. Er aber ging immer muthig vorwärts, und ſtand endlich an einem Felſenriſſe, durch den die Morgenröthe herein ſchien, und durch den man bequem in das Freye hinaus gehen konnte — und mit Einem Sprunge war der hocherfreute Knabe hinaus.

Wie es ihm aber war, als er, dieſem dunklen, unterirdiſchen Aufenthalte entronnen, nun das erſte Mal unter Gottes ſchönem, blauen Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge da ſtand — das kann keine Zunge ausſprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen und der Morgenhimmel glänzte wie

Glut, und auf Wald und Gebirg ſchwebte ein röthlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel ſangen. Unten im Thale ruhte ein heller See, in dem ſich das Morgenroth und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abſpiegelten.

Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vor Erſtaunen außer ſich — es war ihm, als ſey er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie ſchlaftrunken. Er konnte nur ſchauen — er fand lange keine Worte, ſein Erſtaunen auszudrücken. Endlich rief er: „Wo bin ich doch hingekommen? Wie weit — wie unermeßlich weit iſt es um mich her! O wie ſchön — wie herrlich iſt alles!“ Und dann ſtaunte er wieder eine hohe Eiche oder einen Felſen voll grüner Tannen,

oder den ſpiegelhellen See, oder einen blühenden Strauch von Waldroſen an.

Jetzt ging über einen entfernten Tannenhügel zwiſchen goldenen Wolken die Sonne auf. Der Kleine ſah mit ſtarrenden Augen hin; ihm war es, ein Feuer lodere empor und er meynte wirklich, die Wolken, die er das erſte Mal ſah, fingen an zu brennen. Unverwandt ſah er hin — bis endlich die Sonne, von leichtem Morgenduft wie von einem zarten Flor bedeckt, golden, rund und ſchön über den Hügeln ſchwebte. „Was iſt doch das? Welch ein wunderbares Licht!“ rief der Knabe, und ſtand noch immer mit ſtarrenden Blicken und vor Verwunderung ausgeſtreckten Armen — bis er endlich, von dem zunehmenden Glanze geblendet, die Augen wegwenden mußte.

Hierauf ging er ein wenig umher; er getraute sich aber kaum weiter zu gehen, aus Furcht, die schönen Blumen zu zertreten, mit denen der Boden überall wie besäet war. Auf einmal erblickte er ein junges Lamm, das sich unter einem blühenden Rosenstrauche gelagert hatte. „Ey, ein Lamm, ein Lamm!“ rief er freudig. Er eilte hin und faßte es an. Das Lamm regte sich, stand auf und blöckte. Der Kleine fuhr erschrocken zurück. „Was ist das? rief er. Das lebt ja! Es kann gehen — es hat eine Stimme! Die meinigen sind alle stumm und todt und keines rührt sich. Welch ein Wunder! Wer hat ihm doch das Leben gegeben?“ Er wollte sich mit dem Lamme in ein Gespräch einlassen; er that allerley Fragen an das Thierchen — und ward zuletzt ärgerlich, daß es nur immer mit dem

nämlichen unverſtändlichen Schrey antwortete.

Jetzt kam ein junger Hirt, ein ſchöner blühender Jüngling mit rothen Wangen und gelben Haaren, herbey, der das Lamm vermißt und geſucht hatte. Er hatte dem Kleinen ſchon lange zugeſehen, und wußte nicht, was er von ihm halten ſolle. Der Knabe erſchrak zuerſt über den Anblick des Jünglings. Da der Jüngling ihn aber ſehr freundlich grüßte, ſo faßte der Kleine Muth. „O wie ſchön biſt du!“ ſprach er zu dem Jünglinge. „Und ſag' mir doch, fuhr er fort, indem er mit weit ausgebreiteten Armen auf Himmel und Erde deutete, gehört dieſe große, große weite Höhle dein? Darf ich nicht hier bey dir und bey deinem Lamme bleiben?“ Der Jüngling verſtand das Kind nicht, und meynte anfangs, es ſey verrückt. Er

fragte es, wie es hieher gekommen ſey. Als nun der Kleine ſagte, daß er aus dem Boden herausgekrochen ſey, und dann von der alten Großmutter und den bärtigen Männern erzählte — da wurde es dem Hirten unheimlich; es kam ihn eine große Furcht an. Er nahm indeß den Knaben doch voll Mitleids auf den einen Arm, faßte ſein Lamm unter den Andern, und eilte ſo ſchnell davon, als ſetzten ihm die Räuber ſchon auf dem Fuße nach.

Sechstes Kapitel.

Die Einſiedeley.

In dem Gebirge lebte ein alter, ſehr ehrwürdiger Einſiedler, der über achtzig Jahre zählte, und, wegen ſeiner Weisheit und Frömmigkeit, unter dem Namen Vater Menrad, weit umher be-

rühmt war. Zu dieſem dachte der Hirtenjüngling das gefundene Kind zu bringen. Die Einſiedeley, zu der es nicht ſehr weit war, lag an der Seite eines Berges nächſt dem See, und glich einem Paradieſe. Die kleine, mit Rebenblättern überkleidete und mit einem bemoosten Schilfdache bedeckte Klausnerhütte ſtand zwiſchen ſchattichten Fruchtbäumen, mitten in einem Garten voll der ſchönſten Blumen und Kräuter. Hinter der kleinen Hütte erhob ſich ein Weinberg, und ſeitwärts zog ſich ein ſchmales Kornfeld längs dem Berge hin. Und wo ſonſt noch zwiſchen den Felſen ein übriges Plätzchen war, ſtand ein Baum, der die herrlichſten Früchte, oder wenigſtens ein Strauch, der köſtliche Beeren trug. Auf einem Felſen, der ſich weit über den See hinausbog, ragte die Kapelle mit ſpitzigem Thürmlein em-

vor, und eine Treppe, die in den Felsen eingehauen war, führte dazu hinauf.

Der ehrwürdige Greis saß, als der Jüngling mit dem Knaben durch das vergitterte Pförtchen des Gartens herein kam, eben auf einer hölzernen Bank unter einem Apfelbaume, wo man die prächtigste Aussicht über den See hatte. Ein großes Buch, in dem er sehr andächtig las, lag vor ihm auf dem Tische. Die wenigen Haare, die seine kahle Scheitel umgaben, und sein großer Bart waren weiß wie Schnee, seine Wangen aber noch blühendroth, wie die Wangen eines Jünglings.

Mit treuherziger Leutseligkeit stand er auf, grüßte beyde, hörte die Erzählung des Jünglings mit freundlicher Aufmerksamkeit an, und fragte den Knaben um dessen Namen, indem er ihn voll des innigsten Mitleidens auf seine Arme nahm.

Er ahnete bald, das Kind ſey vornehmen Aeltern von den Räubern geraubt worden. „Laß den Kleinen bey mir, ſagte er zu dem Jünglinge, und ſage für jetzt noch keinem Menſchen davon. Ich hoffe, ſeine Aeltern ſind noch aufzufinden — und hier iſt er indeß gegen die Nachſtellungen der Räuber am beſten geſchützt. Sie fliehen meine Zelle wie das Feuer. Gold und Silber iſt bey mir nicht zu holen, und guten Rath und heilſame Ermahnungen, die freylich oft mehr werth ſind als Gold und Silber, haſſen ſie.“ Zu dem Knaben aber ſprach er: „Sey mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich! Ich will dein Vater ſeyn, und für dich ſorgen, bis ich dich deinem Vater und deiner Mutter wieder zurück geben kann. Nenne mich von nun an nicht anders, als Vater!“

Der Alte bewirthete hierauf seine Gäste mit Milch und Brod, und nachdem der Jüngling sich erquickt hatte, ergriff er seinen Hirtenstab, um zu seiner Heerde zurück zu kehren. Der Kleine wollte das nicht zugeben. Er weinte und hielt ihn am Kleide. Allein da der Jüngling versprach, bald wieder zu kommen, und ihm das Lamm schenkte, so gab er sich zufrieden, und zeigte über das Geschenk, das in seinen Augen einen unermeßlichen Werth hatte, eine ganz ungemeine Freude.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne und die Blumen.

——

Da der Jüngling fort war, setzte der mitleidige Greis den Knaben, um sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, neben sich auf die Bank. „Lieber Heinrich,

fing er an, weißt du denn gar nichts von deinem Vater und von deiner Mutter?“

„O ja, ſagte Heinrich, ich habe eine ſchöne Mutter — hier in meiner Taſche. Da ſieh einmal!“ Er zog das kleine Bildniß heraus, das er zu ſich geſteckt hatte, und das in einem ſchönen Futteral von rothem Safian wohl verſchloſſen war. Der arme Kleine hatte das Bildniß ſeiner Mutter noch nie am Sonnenlichte geſehen. Er erſtaunte jetzt über die Klarheit und Schönheit desſelben, und über den Glanz der blitzenden Diamanten, die es umgaben, vergingen ihm die Augen.

„Wie es doch bey dir ſo helle iſt!“ ſprach er. „Aber ſag' mir nur, fuhr er fort, und zeigte auf die Sonne, wer hat denn die ſchöne goldene Lampe da droben angezündet, die alles rings umher ſo

hell macht? Ich kann sie nicht einmal ansehen vor Glanz. Die in unsrer Höhle war dagegen nur trüb und armselig. — Und wie kommts denn, daß sie immer höher und höher hinaufrückt? Als ich sie zuerst sah, kam sie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war sie schon so hoch droben, daß ich sie nicht mehr hätte erreichen können, wenn ich auch auf dem höchsten Baum gestanden wäre. Wie ist doch dieß gemacht, daß sie so frey schwebt und sich so bewegt? Man sieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt sie denn? Und wer steigt wohl da hinauf, frisches Oel nachzugießen?"

Vater Menrad sagte ihm, daß man dieses große schöne Licht die Sonne nenne, und daß es wohl schon tausendmal länger, als der kleine Heinrich lebe, immer so

laufe und in Einem fort ſo brenne, ohne eines Tropfen Oels zu bedürfen.

„Das begreife ich nicht!“ ſagte Heinrich. „Aber was Du da für wunderſchöne Blumen haſt!“ fing er wieder an, und ſtand auf, und ſprang zu den Beetchen hin, deren jedes einem vollen Blumenkorbe glich. „O wie unvergleichlich ſchön roth und gelb und blau ſie bemahlt ſind! Und wie alle die unzähligen Blättchen ſo ſchön und zart, eines wie das andere, ausgeſchnitten ſind! Und aus was wohl alle dieſe Blättchen ſeyn mögen? Papier iſt dies keines, ja Seide iſt nichts dagegen. Sag', haſt Du alle dieſe Blumen gemacht? O da mußt du lange gebraucht haben! In einigen ſind gar unbeſchreiblich feine und zarte Zäſerchen. Da gehörte eine feine Scheere dazu, und ſcharfe Augen. Ich habe wohl

auch schon Blumen gemacht; aber so schön kann ichs nicht."

Meinrad sagte, daß kein Mensch eine solche Blume machen könne, und daß sie alle von selbst aus der Erde gekommen seyen. Allein Heinrich wollte das nicht glauben. „Das kann gar nicht seyn, sprach er; da will ich doch viel lieber glauben, Du habest sie gemacht." Der Greis zeigte dem Knaben die zierliche Samenkapsel der gefüllten Mohnblume, schüttelte ihm die winzigkleinen runden Körnlein auf die Hand und sagte ihm, in jedem solchen Körnlein stecken eine Menge solcher großer purpurrothen Blumen, die daraus hervor kämen, wenn man die Körnlein in die Erde lege — und so seyen auch alle übrigen Blumen aus ähnlichen kleinen Körnlein gekommen. Der Knabe sah den Greis an, ob das sein Ernst sey, und sprach: „Aus einem solchen

winzigkleinen Kügelein sollte eine so große, schöne Blume kommen? Da müßte ja ein solches Körnlein unendlich künstlicher eingerichtet seyn, als die künstlichste goldene Taschenuhr.“ „Das ist es auch!“ sagte Menrad. „Aber wer hat denn das Körnlein gemacht?“ sagte der Kleine. „Es wäre, dünkt mich, doch noch leichter, alle diese Blumen zu machen, als ein einziges solches Körnlein!“

Er betrachtete die Blumen aufs neue, ging immer von einem Blumenbeetchen zum andern und konnte sich nicht satt daran sehen. Indeß wurde es ihm an der Sonne zu heiß. „Was diese Lampe für eine Hitze hat! rief er. Sie ist so weit weg, und macht einem doch so warm! Es ist ein wunderbares Licht!“ Menrad führte den Kleinen wieder unter den Apfelbaum, der bereits Bank und Tisch lieblich beschattete. „Da ist es

doch recht kühl und angenehm, ſagte Heinrich, indem er zum Baume aufblickte. Der Baum iſt gerade wie ein grüner Schirm, der nicht nur gegen das zu heftige Licht, ſondern auch gegen die Hitze ſchützt. Wie groß er iſt und wie viele tauſend Blättchen er hat! Der Stamm iſt, wie ich ſehe, wohl aus Holz gemacht. Aber doch glaube ich bald nicht mehr, daß Du dieſe unzählige Menge von Blumen und Blättern gemacht habeſt. Das Stück Arbeit wäre doch gar zu groß!"

Achtes Kapitel.

Kräuter und Bäume.

Indeß ging der Greis in die Hütte und beſorgte ein kleines Mittagsmahl. Er brachte zuerſt Milch und Brod, und dann

m für den Knaben Butter und Ho-
, und ein niedliches Körblein voll
ſchönſten Aepfel; für ſich aber Wur-
und Kräuter, eine große, goldgelbe
lone und etwas rothen Wein in ei-
hellen, gläſernen Flaſche. Heinrich
es ſich ſehr gut ſchmecken, und ſag-
u dem Greiſe: „Aber wo nimmſt
denn alle die guten Sachen? Ziehſt
isweilen auch auf den Raub aus?“

Vater Menrad erzählte ihm unter
Eſſen, wie wunderbar alles gewach-
ſey. „Sieh', ſagte er, da er eben
einem Apfel griff, ihn für Hein-
zu ſchälen und zu zerſchneiden, dieſe
fel hier im Körblein bekam ich von
m Baume. Aus den dünnen Zweig-
des Baumes kommen von Zeit zu
ganze Körbe voll ſolcher ſchönen
fel hervor.“ „Iſt das aber auch

wahr?“ ſagte Heinrich, indem er Menrad bedenklich anſah. Vater Menrad nahm den Knaben auf den Arm, beugte einen Aſt herab, und zeigte ihm die kleinen, grünen Aepfelein. „Siehſt du nun, ſagte er, wie ſie aus den Zweiglein hervor kommen. Sie werden nun immer größer und größer, und zuletzt ſo groß, und ſo ſchön gelb und roth, wie dieſe hier in dem Körbchen. Der ganze große Baum ſelbſt aber, ſagte Menrad, indem er den Apfel zerſchnitt, kam aus einem ſolchen kleinen Kernlein, wie hier an dem Meſſer eines hängt. Ich habe dieſen Baum da noch als ein ſolches Kernlein gekannt. In einem jedem ſolchen Kerne ſteckt ein ſolcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge ſolcher Bäume. Ja aus dem einzigen Kernlein könnte man ſo viele Aepfel bekommen, daß ſie die Welt nicht faſſen wür-

de, und daß ein Menſch, wenn er auch ewig lebte, ſie nicht zählen könnte.“

„Auch das Brod hier kommt aus ähnlichen Körnlein, fuhr Menrad fort, indem er dem Knaben einige Getreidkörnlein zeigte, die er aus der Hütte mitgebracht hatte. Es iſt da wie mit dem Apfelkerne oder den Samenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen ſolchen Getraidkörnlein könnten wir viele tauſend ſolche Brode bekommen, wie das hier auf dem Tiſche.“ Menrad beſchrieb es ihm ausführlich, wie das zugehe, und zeigte während des Geſpräches auf ſein reiches Kornfeld, wo man vor Kurzem nichts als Erdſchollen geſehen. Heinrich ſprang hin, und fand zu ſeiner großen Freude bereits in jeder Aehre kleine Körnlein.

„Und so, beschloß Vater Menrad, ist es mit allen grünen Gewächsen, die du weit und breit umher erblickest. Alle, das Gras hier zu unsern Füßen, die blühenden Rosensträuche dort, die unzähligen Kornähren und die Reben, die dort die Hütte und den Hügel über der Hütte bedecken, die ungeheuren Eichen und Fichten dort auf dem Berge und das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaums — grünten und blühten aus solchen Körnlein auf, oder können wenigstens daraus gezogen werden. Alles, was du hier auf dem Tische erblickest, Milch und Butter, die aus Gras kommen, der Honig, der aus Blumen bereitet wird, das nahrhafte Brod und der stärkende Wein; alle die Kräuter und Wurzeln und Früchte hier, die Kresse, der Rettich, die große, schöne Melone; auch die Zweige, aus denen diese netten

Fruchtkörblein geflochten, das Holz, aus dem Teller und Becher gedreht worden, ja sogar Tisch und Bank haben wir solchen kleinen Körnlein zu danken. Ich brauchte sie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum, und dort hunderttausende von Aehren aus der Erde hervorkommen zu machen, und so meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüste war, mit allem, was schön ist, reichlich auszuschmücken, und an allem, was zum Leben nothwendig ist, Ueberfluß zu haben.“

Dem Knaben waren dieß lauter Wunderdinge. Wie er vorhin alles voll Erstaunen anschaute, so höchst erstaunt hörte er jetzt der Erzählung des Einsiedlers zu.

——

Neuntes Kapitel.

Die Quelle und der Regen.

Indeß hatte ſich die Sonne gewendet; die Blumenbeete des Gartens lagen im Schatten. Einige Blumen, die Menrad vorzüglich liebte, waren an der Sonnenhitze etwas welk geworden. Obwohl er auf baldigen Regen hoffte, ſo wollte er dennoch aus weiſer Vorſicht wenigſtens ſeine Lieblingsblumen etwas begießen. Er nahm ſeine Gießkanne, führte den Knaben an der Hand, und ging zur Quelle, die reichlich aus einem großen, mit Moos bewachsnen Felſen hervorbrach.

Heinrich ſchlug vor Erſtaunen die Hände zuſammen. „Welch eine Menge Waſſer das iſt, rief er, die da aus dem Steine herausrinnt! Alle Augenblicke

meyne ich, es müsse aufhören, und immer fließt es gleich stark fort. Wer hat doch die Menge Wasser oben hineingegossen, und wo nimmt man Wasser genug her, nachzufüllen? — Du solltest die Oeffnung verschließen und das Wasser mehr sparen; sonst geht es dir aus.“ Meurad sagte ihm, daß dieses Wasser wohl schon so lange, als die Sonne leuchte, in Einem fort ohne Aufhören da heraus fließe, niemals abnehme und keines Auffüllens bedürfe. Er sagte ihm, daß der ganze See, den Heinrich für einen ungeheuer großen Spiegel angesehen hatte, nichts sey, als lauter Wasser. Das waren dem Kleinen wieder neue Wunder.

Meurad kehrte mit der gefüllten Kanne zurück, und fing an, seine Blumen zu begießen. „Ach, was machst du da? sagte Heinrich, da verdirbst du ja

deine Blumen; jetzt wird die Farbe abgehen.“ Menrad ſagte lächelnd, daß Blumen und Kräuter, Kornhalme und Reben, Sträuche und Bäume, die auch auf eine gewiſſe Art lebten, das Waſſer ſo nothwendig hätten, als der Menſch das Trinken. „Aber, ſagte Heinrich, wer kann denn allen dieſen Gewächſen genug Waſſer zutragen? Wer ſteigt da hinauf und begießt die Bäume hoch dort droben auf der Spitze jenes Berges?“ Menrad ſagte ihm: „Dafür iſt ſchon geſorgt.“ „Auf welche Art, ſiehſt du vielleicht eher, als wir denken!“ fügte er noch hinzu, indem er nach dem Gewölke blickte.

Nach einer Weile kam wirklich eine Wolke über den Berg her — und es fing an, erſt ſehr ſanft und dann ſehr ſtark zu regnen. Das war für Heinrich abermals eine wunderbare Erſchei-

ung. „Das iſt eine gute Einrichtung, gte er; ſie erſpart dir viele Arbeit. Das Waſſer fällt ſo ſchön, in tauſend nd tauſend Tropfen, herab, als käme s aus einer Gießkanne. — Aber wer eß denn dieſe Wolke, wie du das wun- erliche Ding nenneſt, kommen? Wer rachte das Waſſer da ſo hoch hinauf? Wie kommts doch, daß die Wolke ſo rey ſchwebt, und nicht herunterfällt?“ „Das ſollſt du ſchon noch hören!“ ſag- e Menrad. Der Kleine ſah aber dem Gewölke noch lange zu, bis es ſich ver- og und der Himmel wieder hell und blau wurde.

Unter dem Anſtaunen lauter neuer Gegenſtände, unter Freude und Bewun- derung kam dem Knaben der Tag ſehr ſchnell herum. Denn hundert Dinge, die andre Menſchen aus Gewohnheit gleichgültig anſehen — ein goldgrünes

Käferlein, das auf einem Rosenblatte saß; ein gestreiftes Schneckchen, das nach dem Regen am Baumstamme hinaufkroch; die funkelnden Tropfen, die gleich Diamanten an allen Blättchen hingen; eine Grasmücke, die auf einem Baumzweige ihr herrliches Abendlied anstimmte, und dann munter von Baum zu Baum flog; die Ziegen des Einsiedlers, die gegen Abend aus den Bergen zurück kamen — waren dem Kleinen höchst wundervolle Erscheinungen, und gaben Anlaß zu mancherley Fragen und Antworten.

Endlich ging die Sonne jenseits des See's unter. „O weh, rief Heinrich erschrocken, jetzt taucht sich die Sonnenlampe dort in das Wasser; dann löscht sie aus und alle unsre Freude hat ein Ende. Wenn wir gleich eine Lampe an-

zünden — die wird uns in dieſem groſſen, weiten Raum wenig helfen.“

Vater Menrad beruhigte ihn. „Hab. keine Sorge, ſprach er. Jetzt gehen wir bald ſchlafen. Dazu brauchen wir kein Licht. Bis wir ausgeſchlafen haben, kommt die Sonne dort auf der entgegen geſetzten Seite zwiſchen jenen Bergen wieder herauf. So lauft ſie, ohne nur einen Augenblick ſtille zu ſtehen, beſtändig im Kreiſe umher, und erleuchtet und erwärmet alles.“

Zehntes Kapitel.

Die wichtigſte Frage und die richtigſte Antwort.

Heinrich kam auf ſeine alten Fragen zurük, die der weiſe Mann mit Vorſatze nicht ſogleich beantwortet hatte, ſondern vielmehr die Wißbegierde des

Knaben noch immer mehr reizte. „Ja, was macht denn, fragte er wieder, daß die Sonne, immer so lauft? Und wer hat dieses große, große schöne Gewölbe da oben gebaut, und es so schön blau bemahlt? Wer hat das viele Wasser in jenen Felsenstein dort eingeschlossen, daß es so reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß sie so frey in der Luft herbey schweben, und alle Gewächse mit so unzähligen funkelnden Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel, ohne daß sie eine Flöte haben, so schöne Lieder spielen? Wer hat Blumen und Bäume in so kleine Körnlein verborgen, daß sie, an Ort und Stelle, wo wir es haben wollen, herauskommen, den Boden weit und breit mit einem Teppiche von Gras und Blumen bedecken, und uns mit so herrlichen Geschenken überhäufen?

Wer hat alles so gut und so schön eingerichtet?"

„So meynst du denn wirklich, sagte Vater Meurad, daß Jemand sey, der diese schöne Einrichtung gemacht habe?"

„O ja freylich, sagte Heinrich; das ist ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verstand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn sie dieselbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, und da hatten sie viele Mühe, sie zu stützen. Und an diesem schönen, großen Gewölbe sieht man nicht einmal einen Pfeiler! Unsre Lampe in der Höhle zündete sich nicht von selbst an, und wenn wir nicht im Finstern sitzen wollten, mußten wir wohl auf sie Acht haben, und immer frisches Oel nachgießen. Und das Wasser-

gefäß mußte auch immer frisch gefüllt werden, wenn wir nicht Durst leiden wollten. Was eine einzige Blume auszuschneiden für Mühe koste, und was für ein richtiges Augenmaaß man haben müsse, weiß ich gar gut. Daß dieß alles, was wir hier herum erblicken, nicht von Menschenhänden könne gemacht seyn, begreif ich wohl. Wer aber Derjenige sey, der dieses Alles gemacht habe, das möchte ich eben wissen."

Jetzt — als der Knabe von der Größe, Schönheit und weisen Einrichtung der Welt so lebhaft gerührt, und von der Menge der Wohlthaten, die überall seinen Blicken begegneten, gleichsam überwältigt war, und von Wißbegierde brannte, inne zu werden, wer denn dieser große Wohlthäter sey, von dem alles herrühre — jetzt war der Augenblick gekommen, da der ehrwürdige Greis zu

dem Knaben von Gott — von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen sagte ihm der Greis, daß Heinrich recht habe, daß Einer sey, der dieses Alles gemacht habe, und daß man diesen Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht und der auch den Menschen das Leben gegeben habe — Gott, unsern lieben Vater im Himmel, nenne.

Wie es dem Knaben diesen Morgen gewesen, als ihm die Sonne das erste Mal aufging und mit ihren lieblichen Strahlen alles rings umher vergoldete — so, ja noch wunderbarer war es ihm jetzt zu Muthe. Der Gedanke an Gott ging gleichsam als eine Sonne in seinem Innern auf, die ihn von Innen heraus erleuchtete und erwärmte, und ihm die

ganze Welt umher in einem schönern, freundlichern Lichte, als einen Inbegriff von unzähligen Wohlthaten eines liebevollen Vaters sehen ließ.

„Ja, liebes Kind, fuhr Menrad fort, als er die Rührung des Knaben bemerkte, Gott ist Derjenige, der Alles, was du siehst, gemacht hat. Er hat jenes schöne, blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet und leitet ihren Lauf; nicht nur enthüllt sie uns die Wunder seiner Werke, und leuchtet uns bey unsern Geschäften; an ihren warmen Strahlen werden auch die Früchte reif und ausgekocht, wie die Speisen an dem Feuer. Er läßt reichliches Wasser aus der Erde hervorquellen und aus den Wolken herabtröpfeln, uns zu tränken und alles zu erfrischen. Er breitete auf unserm Fußboden den farbigen Teppich

von Gras und Blumen aus. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er gibt uns aus der rauhen Erdſcholle reichliches Brod, und läßt aus den Bergen köſtlichen Wein für uns hervorrinnen. Er beladet die Aeſte der Bäume mit Früchten aller Art, und läßt uns in den grünen Thälern gleichſam Bäche von Milch fließen, und Felſen und hohle Bäume von Honig trieſen. Er ſchuf den Baum, der uns mit ſeinem Schatten kühlt, und mit ſeinem Holze wärmt. Er lehrte die Vögel ihre Lieder, mit denen ſie uns erheitern. Er bekleidete das Lamm, das hier zu deinen Füßen ruht, mit zarter Wolle, aus der dein und mein Kleid gemacht iſt. Er gibt alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfen. Er machte alles ſo ſchön, damit wir Freude an ſeinen Werken haben und Ihn lieben und der-

einſt zu Ihm kommen möchten — in noch viel ſchönere Gegenden, als du hier um uns her erblickeſt, wo wir dann bey Ihm noch gröſsere Freuden haben werden. Und obwohl wir Ihn jetzt noch nicht ſehen können, ſo ſieht Er doch uns überall, und hört jedes unſrer Worte, und weiß ſogar unſre Gedanken. Mit Ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unſre Schickſale. Er erlöste dich aus jener Höhle und ließ dich auf den Armen zu mir hieher tragen. Er iſt unſer gröſster Wohlthäter, unſer beſter Freund, unſer liebreichſter Vater.“

Heinrich hörte dem frommen Greiſe mit der gröſsten Aufmerkſamkeit und mit gerührtem Herzen zu, und verwandte kein Auge von ihm. Es war unter dieſen Geſprächen Nacht geworden, ohne daſs der Kleine darauf geachtet hatte. Der

Mond, der vorhin als ein kleines, kaum bemerkbares Wölklein am Himmel schwebte, leuchtete jetzt im reinsten Glanze, und stand, von unzähligen hellfunkelnden Sternen umgeben, hoch über dem See. Der See glich einem hellen Spiegel und man glaubte dann einen zweyten Himmel mit Mond und Sternen zu entdecken, und in die Unendlichkeit zu blicken. Kein Blättchen der Bäume umher regte sich; es herrschte eine feyerliche Stille. Ein neues, noch nie empfundnes Gefühl — das Gefühl der Andacht, der Anbethung, der Nähe Gottes regte sich in Heinrichs Herzen. Und nun faltete der ehrwürdige Greis die Hände und blickte zum Himmel und bethete dem Knaben vor — und auch der Kleine erhob seine Händchen das erste Mal zum Himmel und sprach ihm jedes Wort nach. Die Thränen floßen dem guten

Knaben reichlich über die Wangen, daß der Gott, den er bisher nicht kannte, ihm dennoch schon so viel Gutes erwiesen habe. Und als der Greis das Gebeth vollendet hatte, setzte Heinrich zur großen Freude des frommen alten Mannes aus eigenem Antriebe noch hinzu: „Ich danke Dir auch noch, lieber Gott, daß Du mich aus meiner finstern Höhle befreyt und zu diesem guten Manne geführt hast, der mir so viel Schönes und Erfreuliches von Dir erzählte.“

Vater Meurad nahm hierauf den Knaben bey der Hand und führte ihn in seine Zelle. Hier machte er ihm ein Nachtlager von weichem Moose, über das er einen Teppich breitete, und deckte den Knaben mit seinem eigenen Mantel zu.

—

Eilftes Kapitel.
Eine Reiſe in's Gebirg.

Vater Menrad behielt den Knaben den Sommer über bey ſich, um ihn noch mehr zu unterrichten, und ihm manche Ausdrücke und Unarten abzugewöhnen, die er unter jener ſchlimmen Geſellſchaft angenommen hatte. Auch dachte er, hier bey der einfachen Nahrung und der geſunden Bergluft würde der Kleine, den der Aufenthalt in der unterirdiſchen Wohnung ſehr blaß gemacht hatte, ſich am beſten erholen, und ſeine Aeltern würden dann eine deſto größere Freude haben. Heinrich fing auch bald an, wieder aufzublühen — ſchön und hold wie eine Roſe am Strahle der Morgenſonne.

Gegen Mitte des Herbſtes beſchloß Vater Menrad, der ehmals weit umher

gekommen war, und viele Städte geſehen hatte, ſeinen Wanderſtab noch einmal zu ergreifen und unter die Menſchen zurück zu kehren, um die Aeltern des Kindes aufzuſuchen. Er hatte den Vater jenes Jünglings, der den Knaben zu ihm gebracht hatte, einen frommen und klugen Landmann, der tiefer im Gebirge wohnte, erſucht, den Knaben zu ſich zu nehmen, bis er ihn wieder abholen würde. Dahin wollte er den kleinen Heinrich zuerſt bringen.

An einem ſchönen, heitern Herbſtmorgen, als kaum der Morgenſtern aufgegangen war, weckte er den Kleinen, ging mit ihm zur Kapelle, und verrichtete ein inbrünſtiges Gebeth, daß Gott dieſe Reiſe ſegnen wolle. Nachdem ſie hierauf ein Frühſtück genommen, und ſich mit Lebensmitteln auf die Reiſe verſehen hatten, machte Menrad ſich auf

den Weg, und Heinrich begleitete ihn voll Freude. Sie gingen lauter einsame Fußsteige, die nur von Alpenhirten und Gemsjägern besucht wurden. Gegen Mittag kamen sie an eine Felsenwand, an der hoch über ihnen Ziegen kletterten. Hier setzten sie sich in den Schatten, um auszuruhen, und ein kleines Mittagsmahl zu halten.

Der Knabe des Ziegenhirten kam herbey, dem ehrwürdigen Vater Menrad die Hand zu küssen. Der kleine Heinrich sprang auf und schrie voll Verwunderung laut: „Je, ein kleiner Mensch, wie ich! O, das ist schön! Das hab' ich noch gar nicht gewußt, daß es noch mehrere kleine Menschen gebe; ich glaubte, ich sey der einzige auf Erden. O, nicht wahr, du gehst mit uns?" Der Hirtenknabe erboth sich, dem Vater Menrad die Reisetasche zu

tragen. Sie gingen miteinander weiter und Heinrich redete mit dem Hirtenknaben so angelegentlich, daß er beynahe auf sonst nichts mehr achtete.

Hierauf kamen sie in ein kleines grünes Thal zwischen hohen Felsen, wo eine Heerde Schaafe weidete, die eben dem Manne gehörte, zu dem Menrad reiste. Heinrich hatte über ein Paar kleine Lämmchen, die erst ein Paar Tage alt waren, eine ganz unbeschreibliche Freude, und streichelte sie unter allerley süßen Benennungen.

Indeß schaute sich der Greis nach dem Hirten um. Seitwärts unter einem überhängendem Felsen, aus dem eine klare Quelle hervorbrach, sah er das Hirtenmädchen sitzen, das in einer Hand den Hirtenstab, und in der andern, zu seiner Verwunderung, ein Buch

hielt,

hielt, und ganz in das Lesen vertieft schien. Er ging zu ihr hin. Sie war weiß gekleidet und hatte einen grünen Hut auf. Ihre Gesichtsbildung war sehr sanft, und in ihren Mienen bemerkte man eine stille Schwermuth. Sie hatte den Vater Menrad noch nie gesehen; allein sie erkannte ihn sogleich aus der Beschreibung, stand auf und grüßte ihn freundlich und mit sichtbarem freudigem Vertrauen.

Menrad sagte zu ihr: „Du mußt diese Heerde noch nicht lange weiden. Als ich den Mann, dem sie gehört, kürzlich sprach, sagte er mir nichts von dir.“ Sie antwortete, daß sie schon mehrere Jahre im Gebirge die Schaafe hüthe; allein in den Dienst dieses guten Mannes sey sie erst vor drey Tagen! gekommen. „Woher bist du denn, frag-

te er weiter, und warum bist du so traurig?" Das Mädchen brach sogleich in Thränen aus. „Ach, sagte sie, ich bin weit her. Eine jugendliche Unbesonnenheit hat mich in das größte Unglück gestürzt. Ich war bey einer sehr guten Herrschaft im Dienst; aus Leichtsinn ließ ich ihr einziges, liebenswürdiges Kind nur einige Augenblicke allein. Da ward es von Räubern entwendet. Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bey dieser guten Frau nicht mehr aushalten, und ihre Leiden nicht mehr ansehen, und flüchtete mich in's Gebirg. Hier lebe ich nun in dieser Einsamkeit, und bethe täglich zu Gott, Er wolle das Unheil, das ich anrichtete, wieder gut machen, das Kind wieder an das Tageslicht bringen, und den unbeschreiblichen Jammer der Mutter wieder in Freude verwandeln. Gott

wird ſich ja doch noch meiner Thränen erbarmen, die nur Er und dieſe Felſen hier fließen ſehen!“

Vater Menrad ſagte mit gerührter Stimme: „Ich denke, Gott hat dein Gebeth dieſen Augenblick erhört.“ Er zog das Porträt von Heinrichs Mutter hervor, das er, um die Mutter leichter zu entdecken, mit auf die Reiſe genommen hatte, zeigte es dem Mädchen und ſprach: „Kennſt du dieſes Bildniß?“ Das Mädchen ſchrie vor Schrecken und Freuden laut auf: „O Gott! das iſt das Bildniß der Gräfinn von Eichenfels, der Mutter des geraubten Kindes!“

Auf den Schrey des Mädchens kam der kleine Heinrich herbey geſprungen. Er betrachtete die neue Geſtalt mit ſtarren Augen, und ſagte voll Mit-

leids: „Was weineſt du und was fehlt dir? Biſt du vielleicht hungrig? Sieh, da haſt du Brod und zwey Aepfel! iß!“

Menrad aber ſprach zu dem Mädchen: „Sieh, dieſer Kleine iſt das Kind, das zugleich mit dem Bildniſſe geraubt wurde.“ Da war es dem Mädchen nicht anders, als bräche der Freudenſchrecken ihr das Herz. Sie ſank auf die Knie und rief mit hoch zum Himmel erhobenen Händen: „Ja, guter, barmherziger Gott, Du haſt mein Gebeth, das ich Tag und Nacht zu Dir hinauf ſchickte, erhört! O ſieh jetzt auch meinen Dank gnädig an, Ausſprechen kann ich ihn nicht!“ Und hierauf umarmte ſie den kleinen Heinrich unter heißen Thränen. „O grüß dich Gott, liebſter Heinrich, ſagte ſie; ſo hat dich denn Gott uns wieder geſchenkt! O, biſt du es denn wirklich,

oder träume ich nur? — Ja, du biſt es; du ſiehſt deinem Vater ſo ähnlich, wie ein Thautropfen dem andern! O wie wird ſich deine Mutter freuen! O freue dich doch auch; ſieh, wir gehen jetzt zu deinem Vater und deiner Mutter.“

Vater Menrad wiſchte ſich eine Thräne ab, und ſagte: „Sey geprieſen, guter Gott! Deine heilige Vorſicht waltet ſichtbar über dieſem Kinde. Du trockneſt die Thränen dieſer armen Jungfrau, die ohne Unterlaß zu Dir hinauf weinte. Du ſchenkeſt guten Aeltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Du krönſt ſogleich meine erſten Tritte mit Segen, und erſpareſt mir altem Manne lange Nachforſchungen. Deine Huld und Erbarmung ſey ewig geprieſen!“

Menrad ging hierauf mit Heinrich und Margaretha zur Hütte des braven Bauers, die nur ein halbes Stündchen entfernt war. Der kleine Ziegenhirt übernahm es, einstweilen die Schaafe zu hüthen.

„Ist dieß mein Vater und meine Mutter?“ fragte Heinrich, als Bauer und Bäuerinn ihnen an der Hüttenthüre voll Freundlichkeit entgegen kamen, und es war ihm sehr leid, als er hörte, sie seyen es nicht. „Sie sind so freundlich! sagte er. Mein Vater und meine Mutter können nicht freundlicher seyn. Ich wäre gleich bey ihnen geblieben.“ Sie aßen hier einiges Wenige; dann setzten sie von dem Hirtenjünglinge, dem Sohne des guten Hausvaters, begleitet, ihre Reise weiter fort, kamen gegen Abend aus den Bergen herab in ein weites Thal, wo Heinrich über die vielen Häu-

ser des großen Dorfes sehr erstaunte, und fuhren mit Anbruch des Morgens auf einem Bauernwagen, den der wakere Jüngling gut zu lenken wußte, ab, in der Hoffnung, etwa in drey Tagen in Eichenfels einzutreffen.

Zwölftes Kapitel.

Der unerwartete Besuch.

Den ersten Tag ließ sich die Reise sehr gut an. Das Fahren, und die vielen Ortschaften, Schlösser und Dörfer, die an dem Wagen gleichsam vorbeyflogen, machten dem kleinen Heinrich eine ganz ungemeine Freude, und so oft er wieder ein Ritterschloß auf einem entfernten Berge erblickte, fragte er allemal, ob das noch nicht Eichenfels sey.

Allein gegen Abend des andern Tages kamen sie an einen dicken Wald.

Die Wege waren so schlecht, daß es kaum durchzukommen war. Dazu erhob sich ein fürchterlicher Sturmwind, und der Regen stürzte in Strömen herab. Die Nacht brach ein, und es wurde sehr finster. Sie waren genöthigt, in einem Wirthshause mitten im Walde, der wegen Räubereyen sehr verschrien war, zu übernachten. Indeß aßen sie etwas zu Nacht, und begaben sich zur Ruhe, um morgen recht früh aufbrechen zu können. Müde von der Reise schliefen alle bald ein; nur Menrad, der den kleinen Heinrich zu sich in die Kammer genommen hatte, blieb noch auf, und kniete bis gegen Mitternacht an dem Tische, auf dem ein Kerzenlicht brannte, und las und bethete.

Da entstand plötzlich ein großer Lärm vor dem Hause. Mehrere rauhe Männerstimmen ließen sich hören. Es

wurde mit Gewalt an die Hausthüre und Fensterläden gepocht. Alles im Hause fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf. Vater Menrad trat aus seiner Kammer. „Ach Gott! rief ihm Gretchen entgegen. Ich fürchte, es sind die Räuber und wollen uns den jungen Grafen wieder nehmen.“ Menrad befahl ihr, zu schweigen und ging hinunter. Auch die Wirthsleute schienen sehr erschrocken und sagten, sie getrauten sich nicht, die Thüre zu öffnen. Die Männer draußen polterten aber in Einem fort, und drohten, die Thüre zu erbrechen.

Menrad, der ein Mann voll Muthes war, sagte: „Die Thüre kann uns nicht schützen; Gott aber wird unser Schutz und Schirm seyn. In seiner Hand sind wir alle. Laßt uns se-

hen, ob wir mit den Männern nicht gütlich zurecht kommen können.“

Er öffnete die Thüre; vier baumstarke bewaffnete Männer mit Bärten traten trotzig herein, und einer derselben trug eine brennende Pechfackel. „Wir müssen alle Stuben und Kammern des Hauses in Augenschein nehmen, sagten sie; unser Gebiether wird mit mehreren Leuten sogleich nachkommen, und das ganze Haus muß ihm zu Geboth stehen.“ Menrad fragte, wer denn ihr Gebiether sey? — und ihre Antwort versetzte ihn in ein eben so großes als angenehmes Erstaunen. Er war Graf Friedrich von Eichenfels, Heinrichs Vater. Der Graf habe, erzählten diese seine Dienstleute, nachdem er gar schwer verwundet, von seiner Wunde aber wieder hergestellt worden, das Heer nicht verlassen, sondern mit-

ſtreiten wollen, bis der Friede erkämpft wäre. Der Friede ſey nun zu Stande gekommen, und der Graf ſey wirklich mit ihnen und ſeinen übrigen Leuten, die nicht an der Türkiſchen Gränze begraben worden, auf dem Heimwege.

Die Nachricht, daß es Friede ſey, erfüllte alles mit Freude. Alle im Hauſe beeiferten ſich, die braven Krieger zu bedienen. Dieſe wurden auch ſehr freundlich und zutraulich, und entſchuldigten ihr voriges ungeſtümmes Betragen mit der ſchlechten Witterung. In einem ſolchen ſchrecklichen Sturm und Platzregen, ſagten ſie, ſey es auch einem Krieger zu verzeihen, wenn er um Mitternacht nicht gerne lange vor der Hausthüre ſtehen möge. Auch erzählten ſie, ſie hätten ſich in dem finſtern Walde verirret, und das Haus ſicher nicht gefunden; allein das bren-

nende Licht habe ihnen zum Leitstern gedient, und ihnen wieder auf den rechten Weg geholfen.

Der kleine Umstand, daß die brennende Kerze, bey der Menrad noch so spät bethete, den Grafen hieher leitete, war für den frommen Greis, der es gewohnt war, in allem die Spuren der göttlichen Vorsehung zu sehen, sehr rührend, und er dankte Gott herzlich für diese glückliche Fügung.

Dreyzehntes Kapitel.

Freude eines edlen Vaters.

——

Indeß kam der Graf an, ein grosser, ansehnlicher Mann, von sehr edler Gesichtsbildung und einnehmendem, sanften Betragen. Er nahm den alten Vater Menrad sogleich mit auf sein

Zimmer, hieß ihn Platz nehmen, befahl von seinem eigenen Weine zu bringen, schenkte dem edlen Greise das erste Glas ein, trank auf seine Gesundheit, und hieß ihn nach altdeutscher Sitte mit dem Glase anstoßen.

Seyd mir von Herzen willkommen, ehrwürdiger Vater! sagte der Graf. Nach einem solchen Ritte und bey solchem stürmischen Wetter unter Dach und in eine warme Stube zu kommen, ist angenehm. Aber dennoch ist mir der Anblick eures frommen, treuherzigen Gesichtes noch lieber, und thut mir recht im Herzen wohl — und ich muß euch nur sogleich mein ganzes Herz öffnen. Alle meine Leute sind, wie ihr seht, fröhlich und guter Dinge, weil es nach vielen blutigen Auftritten wieder der Heimath zugeht. Allein ich, ihr Anführer — wie es denn in dieser Welt

oft so geht! Bin wohl der einzige Traurige unter ihnen. Ich fürchte, es steht bey mir zu Hause nicht alles so recht, wie es seyn soll! Meine Gemahlinn ist zwar gesund und wohl. Wegen meines einzigen Sohnes aber bin ich sehr bekümmert. Meine Gemahlinn schrieb mir schon lange Zeit her nichts Bestimmtes von ihm, und erst in ihrem letzten Schreiben meldete sie mir, ich werde ihn in dieser Welt wohl nicht mehr sehen. — Ihr seyd mit vielen Rittern bekannt, Vater Menrad; denn ihr waret vor Zeiten auch ein tapferer Kriegsmann. Ihr seyd eben auf der Reise, und vielleicht weit herum gekommen. Wißt ihr nicht, wie es in Eichenfels steht? Wenn ihr mir keine gute Auskunft geben könnet, so gebt mir wenigstens Trost.“

Vater Menrad antwortete mit dem fröhlichſten Geſichte von der Welt: „Da kann ich euch die allerbeſten Nachrichten geben. Euer Sohn iſt geſund und der liebenswürdigſte Knabe, den ich in meinem Leben geſehen habe.“ „Ihr kennet ihn?“ rief der Graf ſehr begierig. „O ſehr wohl! ſagte Menrad. Indeß hat ſich mit dem Kinde, während ihr im Felde waret, allerley zugetragen.“ Menrad erzählte dem erſtaunten Grafen alles, was er von der Geſchichte des Kindes wußte. Er zeigte ihm, zu mehrerer Beſtätigung, das ſchöne Bildniß der Gräfinn. „Ja, das iſt ſie, ſagte der Graf, nach dem Leben getroffen. Ob ſie wohl jetzt noch ſo blühend ausſieht? Ach, die arme Frau hat vieles, vieles ausgeſtanden! — Aber wo iſt der Knabe denn jetzt?“ „Hier im Hauſe!“ ſagte Menrad. „Hier im

Hause, rief der Graf, und fuhr auf, daß der Stuhl umstürzte. O warum hast du mir dieses denn nicht sogleich gesagt, alter Vater? Auf der Stelle führe mich zu ihm.“

Menrad nahm das Kerzenlicht vom Tische, und der Graf folgte ihm in die Kammer an das Bette seines Sohnes. Der Kleine schlief so sanft wie die Unschuld, und sah so schön aus, wie ein Engel. Der Graf konnte ihn an dem Glanze des Lichtes nicht genug betrachten. „Da trift es wohl recht zu, sagte Menrad, Gott giebt seinen Kindern ihr Glück im Schlaf.“ Dem Grafen aber traten die Thränen in die Augen. „Mein Gott, sagte er, als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein und jetzt ist er ein holder Knabe. O meine gute, liebvolle Gemahlinn! Jetzt erst verstehe ich deine Briefe, und

danke dir für die zarte Schonung, mit der du mir einen unermeßlichen Jammer ersparteſt.“ „Heinrich, liebſter Heinrich, rief er hierauf und nahm den Knaben bey der Hand, und küßte ihn ſanft, wache auf, ſieh, dein Vater iſt da!“ Der kleine Heinrich rieb ſich die Augen, ſtarrte ſeinen Vater an, und konnte nicht ſogleich aus dem Schlafe kommen. „Du biſt es?“ ſagte er endlich voll Freude und mit dem freundlichſten Lächeln; o grüß dich Gott, liebſter Vater! Iſt meine Mutter auch bey dir?“ Der Graf nahm den Kleinen in ſeine Arme, und weinte die ſüßeſten Thränen. „Gottes heilige Vorſicht hat dich wunderbar gerettet, liebes Kind, ſprach er: Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er dich mir wieder ſchenkte.“ „Ich auch nicht, ſagte Heinrich. O der gute Gott; Er iſt doch gar ſo

liebreich und freundlich gegen uns, daß Er uns solche große Freuden macht.“ Der Graf war höchst erfreut, und als der Knabe erst vollends wach und munter geworden, so hatte er über seine natürlichen lebhaften Antworten und Fragen ein Entzücken, das gar nicht zu beschreiben ist. „O Menrad, sagte er, wie vielen Dank bin ich euch schuldig! Meine ganze Grafschaft wäre zu wenig, euch für den Unterricht, den ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen.“

Margaretha war indeß auch in die Kammer gekommen und stand schüchtern in der Ferne. Der Graf grüßte sie freundlich, both ihr die Hand, und sprach ihr Muth ein. „Aber die Räuber, fuhr er mit großem Unwillen fort, sollen mir ihre Missethaten schwer büßen!“ Er gab noch in der Nacht den

Beherztesten seiner Leute Befehle und Vollmachten, sie in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen, und gefangen nach Eichenfels zu bringen. Dann sprach er wieder mit seinem Sohne, und wäre die ganze Nacht bey ihm aufgeblieben, wenn Menrad ihn nicht erinnert hätte, daß sie alle des Schlafes bedürften, um morgen bey Zeit, und frisch und fröhlich in Eichenfels einzutreffen.

Vierzehntes Kapitel.

Die getröstete Mutter.

Die gute, edle Gräfinn lebte indeß auf ihrem Schlosse Eichenfels voll Traurigkeit und Bekümmerniß. Sie hatte die Friedensbothschaft sogleich vernommen, und hoffte nun ihren Gemahl bald zu sehen. Sie brach aber darüber in Thränen aus. „Ach, du mein Gott,

ſagte ſie, ich bin doch recht unglücklich! Was alle Welt mit Freude erfüllt, macht mir unausſprechlichen Jammer. Jede arme Söldnersfrau freut ſich auf die Zurückkunft ihres Mannes, — und ich kann an die Ankunft meines Gemahls nicht ohne Schrecken denken. Ach, welch ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm die ſchreckliche Geſchichte beybringen! O für uns beyde ſchlägt in dieſer Welt wohl keine freudige Stunde mehr!" Es war ihr immer ganz unbeſchreiblich bange. Sie fand nirgends Raſt und Ruhe. Sie ging bald von einem Zimmer in das andere, bald in ihre Schloßkapelle, bald in den Garten. Wo ſie ging und ſtand, bethete ſie in ihrem Herzen zu Gott. Im Gebethe, in dem Gedanken, daß Gott alle Schickſale der Menſchen lenke, und die verworrenſten Begebenheiten zu ei-

em glücklichen Ausgange leiten könne, anb ſie allein Beruhigung.

„Du guter Gott, ſagte ſie, da ſie ich eben wieder in die dunkelſte Laube es Gartens zurückgezogen und lange chmerzlich geweint hatte, o erbarme Dich doch meiner, erbarme Dich mei- nes Gemahls — mache Du dieſer mei- ner ſchrecklichen Qual ein Ende — denn Du kannſt es allein! O laß un- ſer Wiederſehen in Freude ſeyn. Du haſt aus den weiſeſten Abſichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt und weit in der Welt zer- ſtreut — o ſchenke uns unſer liebes Kind wieder und führe uns alle drey wieder zuſammen. Du haſt ſchon un- zählige Thränen getrocknet — o trock- ne auch die meinigen! Du biſt ja der Allbarmherzige, und Leid in Freude zu verwandeln, iſt dein liebſtes Geſchäft.

O Vater, Vater, liebster Vater, so sündig ich bin, so bin ich doch auch deine Tochter, und darf Dich Vater nennen — und nenne Dich auf das Geheiß Deines Sohnes getrost Vater. O Du liebst mich gewiß mehr, als ich mein Kind! O höre — höre mich, und verstoße dein Kind, deine Tochter nicht, die keine andere Zuflucht hat, als Dich.“

Indem sie so bethete, hörte sie einen Fußtritt. Sie blickte auf — und sieh, Margaretha, die eben mit der übrigen Gesellschaft angelangt war, kam den langen, düstern Bogengang des Gartens-herab, gerade auf die Laube zu. Ein Strahl von Hoffnung fiel in das Herz der Gräfinn, als sie Margarethen erkannte und das heitere Gesicht des Mädchens erblickte; es war ihr als sähe sie einen Engel des Himmels. „O beste, gnädige Gräfinn, fing Margaretha

an, ich bringe euch die fröhlichſten Nachrichten von eurem lieben Heinrich. Er lebt — und bald werdet ihr ihn wiederſehen.“ Margaretha hatte kaum angefangen zu erzählen; ſo trat Vater Menrad in die Laube, um die Gräfinn auf die Ankunft ihres Sohnes und Gemahls vorzubereiten. Der kluge Mann wußte alles ſehr weislich einzulenken. Die Gräfinn war nun voll freudiger Hoffnung, ihren Gemahl und ihren Sohn in einigen Tagen zu ſehen, und führte Vater Menrad in das Zimmer, das ſie einſt mit Heinrich bewohnt hatte.

Als ſie nun die Thüre öffnete, ſieh, da eilte ihr Gemahl mit ihrem Sohne Heinrich auf dem Arme ihr entgegen. Sie konnte nichts als die Worte hervorbringen: „O mein Gemahl! O mein Kind!“ und ſank dem Grafen in

die Arme. Sie weinte lange sprachlos, und benetzte bald das Angesicht ihres Kindes, bald das ihres Gemahls mit den süßesten Thränen. „Nun will ich gerne sterben, sagte sie endlich, da ich dieß noch erlebt habe! O wie wunderbar weiß doch Gott alles zu lenken. Ich zitterte, dir, liebster Gemahl, ohne unsern lieben Heinrich entgegen zu kommen, und nun bringst du im ersten Augenblick des Wiedersehens ihn mit auf deinen Armen entgegen! — O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug danken, daß Du diese schreckliche Geschichte so freudig geendet hast. Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende alles recht zu machen. — O mein Heinrich, was für ein lieber Knabe bist du indeß geworden! O mein

Gemahl,

Gemahl, welch' ein ſeliges Wiederſehen hat Gott uns allen Dreyen bereitet! Er hat uns alle Drey von einander getrennt; Er hat uns wunderbar wieder zuſammen geführt. Ihm ſey Anbethung, Lob und Dank!" Alle Drey weinten Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott; Margaretha weinte mit, und auch Vater Menrad konnte, innigſt bewegt, ſich der Thränen nicht enthalten.

Nachdem ſich die erſte ungeſtümme Freude etwas gelegt hatte, fing Heinrich an, der Mutter ſeine Geſchichte zu erzählen. Er that es mit großer Lebhaftigkeit und die Mutter mußte bald weinen und bald lächeln. Beſonders lebendig ſchilderte er den Augenblick, wie es ihm war, da er durch den Felſenriß das erſte Mal in die Welt eintrat. Mit noch mehr Freude und Rührung

ſprach er aber von jenem unvergeßlichen Augenblicke, da Vater Menrad ihm das erſte Mal von Gott ſagte, und es ſtanden ihm, während er redete, immer die hellen Thränen in den Augen.

„Wahrhaftig, ſprach der Graf, ich wünſchte bald, meine Kindheit auch in einer ſolchen Höhle zugebracht zu haben. Wir ſind des Anblickes der herrlichen Werke Gottes zu gewohnt, und Gewohnheit iſt der Tod alles geiſtigen Lebens. O daß wir Gottes Werke auch ſo, wie Heinrich, auf einmal und nachdem wir bereits zur Vernunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden ſie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über deine Macht erſtaunen, deine Weisheit bewundern, uns deiner Güte freuen — wie würden wir es bey dem Anblike deines ſchönen Himmels und

deiner wundervollen Erde fühlen: Was ſo zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebvollen Herzen kommen!“

Die Gräfinn ſagte: „Wie es dem guten Heinrich war, als er aus ſeinem unterirdiſchen Aufenthalte das erſte Mal auf Gottes ſchöne Erde herauf kam, ſo wird es uns einmal ſeyn, wenn wir aus dieſem Erdenleben in den Himmel verſetzt werden. Denn ich denke, wie Heinrichs Spielzeuge — jene Blumen und Lämmer und Bäume, an denen er in ſeiner Höhle doch manche Freude hatte — nur ſehr unvollkommene Abbildungen dieſer herrlichen Werke Gottes ſelbſt waren, ſo mögen wohl alle ſichtbare Schönheiten und alle Freuden dieſer Welt kaum ein Schatten gegen die Schönheiten und Freuden des Himmels ſeyn. Nur die Freude auf

Erden, unſre Geliebten nach langer ſchmerzlicher Trennung wiederzuſehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von jener Freude des Himmels, unſre Geliebten dort wiederzuſehen; denn wirklich fühle ich mich in dieſer Stunde des Wiederſehens ſo ſelig, als wäre ich bereits in dem Himmel!“

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gute belohnt, das Böſe beſtraft.

Nach einigen Tagen kamen die Leute des Grafen mit der Räuberbande, die ſie glücklich in der Höhle beyſammen gefunden hatten, in Eichenfels an. Die Räuber waren alle zwey und zwey zuſammen geſchloſſen. Ein Wagen mit Küſten, worin ſich lauter geraubte Koſtbarkeiten befanden, folgte dem Zuge,

und zu oberſt auf dem Wagen ſaß die alte Zigeunerinn. Die Räuber hatten den entronnenen Knaben gar nicht aufgeſucht; denn da ſie die eiſerne Thüre feſt verſchloſſen fanden, und der Felſenriß, durch den er entkam, ihnen unbekannt war, weil ein höchſt baufälliger, gefährlicher Gang, in den ſie ſich nie hinein gewagt hatten, dahin führte: ſo glaubten ſie, Heinrich ſey entweder in einen der unermeßlich tiefen Abgründe des alten Bergwerkes gefallen, oder von einem eingeſtürzten Gange lebendig begraben worden.

Die Räuber waren daher ſehr erſtaunt, als ſie bey ihrem Einzuge in Eichenfels den jungen Grafen neben ſeinem Vater unter dem Schloßthore ſtehen ſahen, und ſie konnten gar nicht begreifen, wie er durch die eiſerne Thüre heraus gekommen. „Wir glaub-

ten, brummte der Hauptmann voll Verdruß, kein Menſch in der Welt ſey uns an Liſt und Tapferkeit gewachſen, und nun muß uns ſogar ein Kind überliſten und uns in Ketten und Bande bringen. Das iſt ſehr ärgerlich. Nun ſehe ich es aber doch ein, was ich niemals glauben wollte: Wenn der Dieb reif iſt, ſo holt ihn ein hinkender Büttel ein.“ Jener Muſikant mit dem Hackbrette, der ſich auch unter ihnen befand, ſprach bey ſich ſelbſt: „Wir raubten dieſes Kind, damit es uns dereinſt zur Rettung dienen möge; allein, nun gereicht gerade dieſes Kind uns zum Untergange. Die Leute mögen wohl recht haben, die da ſagen: Wer Böſes thut, findet am Ende immer, daß er ſich verrechnet habe.“ Der Jüngling, der gegen den kleinen Heinrich immer ſo freundlich und gefällig geweſen,

und kein ganz verdorbenes Gemüth hatte, ſagte: „Das hat Gott ſo gefügt, daß der Kleine entkam, und ich freue mich, daß er lebt, obwohl das mein Tod ſeyn wird. Gott zeigt auch hier wieder ſeine Macht, die Unſchuld zu retten und die Schuldigen zu ſtrafen. Nun geht an uns allen in Erfüllung, was mir meine Mutter immer geſagt hat: „Wenn ſich der Böſe auch in den Mittelpunkt der Erde verkriechen könnte, ſo wüßte ihn Gottes ſtrafende Gerechtigkeit doch zu finden und ihn zur verdienten Strafe zu ziehen.“

Als Heinrich den Jüngling in ſeinen Ketten unter den Räubern erblickte, ging es ihm ſehr zu Herzen, und er bat ſeinen Vater inſtändig, dem armen Menſchen, der ihm ſo viel Gutes erwieſen habe, doch kein Leid zu thun. Der Graf ſagte, er könne für jetzt noch nichts verſprechen;

er werde ihn aber ſo gelinde behandeln, als es in ſeiner Macht ſtehe. Da ſich bey dem Verhöre fand, daß der junge Menſch niemals Blut vergoſſen, und mehr der Diener der Räuber, als ſelbſt ein Räuber geweſen ſey, ſo wurde er zwar nicht hingerichtet, aber dennoch zum lebenslänglichen Gefängniſſe verurtheilt. Der Graf milderte aber die Strafe dahin, daß er ſo lange, bis er hinreichende Beweiſe von aufrichtiger Beſſerung gegeben habe, in ein Arbeitshaus geſchickt werden ſolle, dann aber zu den Seinigen wieder zurückkehren dürfe. „Sieh, ſagte der Graf zu ihm, als man ihn abführte, wie nichts Böſes unbeſtraft bleibt, ſo wird auch alles Gute belohnt. Die Linderung deiner Strafe haſt du deiner Freundlichkeit gegen meinen Sohn zu danken. Ja, was du meinem Kinde ge-

than haſt, will ich dir an deiner armen Mutter vergelten. Halte dich gut und mache, daß ich dich bald zu ihr zurückſenden könne.“

Die übrigen Räuber bekamen indeß alle den blutigen Lohn, den ſie durch ihre blutigen Thaten verdient hatten. Die Zigeunerinn kam auf immer in das Zuchthaus. Das geraubte Gut wurde den Eigenthümern, die man noch entdeken konnte, zurückgegeben; von dem übrigen aber auf Verwendung des Grafen ein großes Waiſenhaus gebaut.

Margaretha blieb in den Dienſten der Gräfinn, wie vorher, und hatte nun nach langem Leiden auch wieder frohe Tage. Den Gärtnerjungen Görge hatte man wegen ſeines Leichtſinns und ſeiner Nachläßigkeit längſt fortjagen müſſen; er

hatte ſich überdies noch dem Trunke und andern Schlechtigkeiten ergeben, und war in ſeinen ſchönſten Jugendjahren bereits an der Auszehrung geſtorben. Der Jüngling aus dem Gebirge reiste, von dem Grafen reichlich beſchenkt, wieder zu ſeinen Aeltern zurück.

Den guten Vater Menrad hätte der Graf gerne für immer auf ſeinem Schloſſe behalten. Er blieb zwar einige Zeit; allein er ließ ſich nicht bewegen, ſeine Einſiedeley ganz mit einem gräflichen Schloſſe zu vertauſchen: „Ich will den Reſt meiner Tage vollends Gott widmen, ſagte er, und das glaube ich am beſten in der Einſamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt, und weiß aus Erfahrung, was an ihr iſt. Sich auf die beſſere Welt vorbereiten, iſt das Beſte, was wir in dieſer Welt thun kön-

nen.“ Der ehrwürdige Greis segnete bey dem Abschiede, der sehr traurig war, den Grafen, die Gräfinn, und den kleinen Heinrich, der sich fast nicht von ihm wollte trennen lassen. Die gräfliche Familie begleitete den guten Mann herab unter das Schloßthor an den Wagen. Er stieg ein, blickte alle noch einmal liebreich an, und sprach noch, bevor der Wagen abfuhr: „Lebet wohl und der Friede Gottes sey mit euch. Im Himmel sehen wir uns wieder!“

Rosa von Tannenburg.

Eine

Geschichte des Alterthums

für

Aeltern und Kinder.

Erzählt

von

dem Verfasser der Genovefa.

Mit einem Kupfer.

Augsburg,
in der Mart. Veith- und Mich. Rieger'schen
Buchhandlung.
1823.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Seite

Roſa wird von einer guten Mutter erzogen . . 1

Zweytes Kapitel.

Roſa verliert ihre Mutter 19

Drittes Kapitel.

Roſa verpflegt ihren Vater 25

Viertes Kapitel.

Roſa wird von ihrem Vater getrennt 35

Fünftes Kapitel.

Roſa nimmt ihre Zuflucht zu einem armen Köhler . 45

Sechstes Kapitel.

Roſa in der Köhlerwohnung 54

Siebentes Kapitel.

Roſa als Köhlermädchen 62

Achtes Kapitel.

Roſa ſucht Dienſte in einer feindlichen Burg . . 71

Neuntes Kapitel.

Roſa als Dienſtmädchen 78

Seite

Zehntes Kapitel.

Roſa kommt zu ihrem Vater in das Gefängniß . 88

Eilftes Kapitel.

Roſa giebt ſich ihrem Vater zu erkennen . . . 95

Zwölftes Kapitel.

Roſa erleichtert das Elend ihres Vaters . . . 103

Dreyzehntes Kapitel.

Roſa giebt den Ermahnungen ihres Vaters Gehör . 115

Vierzehntes Kapitel.

Roſa's Heldenmuth 123

Fünfzehntes Kapitel.

Roſa's edelmüthige Geſinnungen 132

Sechszehntes Kapitel.

Roſa's adeliche Abkunft wird entdeckt 139

Siebenzehntes Kapitel.

Roſa bittet um die Befreyung ihres Vaters . . 148

Achtzehntes Kapitel.

Roſa kündet ihrem Vater ſeine Befreyung an . . 160

Neunzehntes Kapitel.

Roſa und ihr Vater erhalten ihre Güter zurück . 171

Zwanzigſtes Kapitel.

Was von Roſa's Schickſalen noch weiter bekannt iſt 184

Erſtes Kapitel.

Roſa wird von einer guten Mutter erzogen.

An den ſüdlichen Gränzen Schwabens, in jenen mahleriſchen Gegenden voll blühender Thäler und waldiger Berge, hinter denen ſich in blendendweißer Pracht die Schneegebirge der Schweiz erheben, ſtand vor uralter Zeit auf einer hohen, mit Tannen bewachſenen Felſenſpitze das anſehnliche Schloß Tannenburg. Noch Jahrhunderte, nachdem es zerſtört war, machten die zerfallenen Thürme und die bemoosten Mauern, zumal wenn ſie von der untergehenden Sonne geröthet oder von dem Mondlichte blaß beleuchtet waren, einen eigenen Eindruk auf das Gemüth des Wanderers. Er ſegnete in ſeinem Herzen die edlen Menſchen, die ehemals hier gewohnt und weit umher die ganze Gegend beglükt hatten, und ſetzte, von dem ſchauerlichen Gefühle der Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge ergriffen, ſeinen Stab weiter.

Auf dieſem Schloſſe lebte ehemals Ritter Edelbert mit ſeiner Gemahlin Mathilde in der ſeligſten Ein-

tracht. Edelbert war ein sehr tapferer Ritter. So rauh aber sein Beruf war, Schwert und Lanze zu führen, so sanft und mild war sein Sinn. Unter dem eisernen Panzer schlug ein Herz voll Menschlichkeit. Er war ein überaus gottseliger Herr, ein biederer deutscher Mann, ein gütiger Beherrscher seiner Unterthanen. Der Herzog von Schwaben ehrte ihn als seinen Freund, und selbst der Kaiser hatte ihn vor allen übrigen Rittern sehr rühmlich ausgezeichnet. Mathilde, Edelberts Gemahlin, galt wegen ihres Verstandes, ihrer Frömmigkeit, ihrer Tugend, ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen für die vortrefflichste Frau weit und breit; dabey war sie von ganz ausnehmender Schönheit.

Ritter Edelbert befand sich in jenen unruhigen, kriegerischen Zeiten wenig auf seinem Schlosse; er begleitete den Herzog auf dessen Kriegszügen und war oft Jahre lang im Felde. Mathilde fand während der Abwesenheit ihres Gemahls ihre süßesten Freuden in der Gesellschaft ihres einzigen Kindes, eines zarten Fräuleins, das Rosa hieß, und an trefflichen Geistesgaben und Schönheit der Gestalt der Mutter glich. Dieses hoffnungsvolle Kind gut zu erziehen, war die größte Angelegenheit der liebenden Mutter. Ihre Erziehungsart war sehr einfach aber vortrefflich; da sie selbst von Herzen fromm und gut war, so konnte es ihr nicht schwer werden, auch ihre Tochter fromm und gut zu erziehen.

Die fromme Mutter lehrte ihre Tochter vor allem Gott kennen, und ſuchte eine recht kindliche Liebe zu dem Vater im Himmel in ihr zartes Herz zu pflanzen. Die edle Frau hatte Sinn und Gefühl für die herlichen Werke Gottes, und konnte ſie mit großer Andacht betrachten und ſich von Herzen darüber freuen. Von dem hohen Bogenfenſter ihrer gewöhnlichen Wohnſtube, an dem ſie viele Stunden des Tages bey ihrer Arbeit zubrachte, hatte man eine prachtvolle Ausſicht. Himmel und Erde gewährten, von dieſer Höhe betrachtet, einen unbeſchreiblich ſchönen herzerhebenden Anblick, und gaben der guten Mutter mannigfaltige Gelegenheiten, ihre Tochter auf die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes in ſeinen Werken aufmerkſam zu machen.

Mathilde weckte zum Beyſpiele einmal an einem herrlichen Sommermorgen die kleine Roſa ſehr frühe. „O komm doch, Roſa, rief ſie, und ſieh wie ſchön heute die Sonne aufgeht! Sieh, ſagte ſie und öffnete das Fenſter, wie da, wo jetzt die Sonne heraufkommen wird, der Himmel ſo helle glüht! Sieh, die zarten Wölkchen umher glänzen vom feurigſten Roth, und die fernen Schneegebirge, dort über den dunkelgrünen Waldungen, gleichen Gebirgen von Gold. Sieh — jetzt — jetzt geht die Sonne auf! O welch ein wunderbarer Gott, der ſie und alles, was ihre Strahlen beleuchten, hervorgebracht hat! — — Sieh, der Kirchenthurm da drüben ragt wie

vergoldet aus dem Walde von Obſtbäumen hervor, in dem faſt das ganze Dörflein verſteckt liegt. Die fröhlichen Landleute gehen neugeſtärkt an ihre Geſchäfte. Der Hirt treibt die freudig brüllenden Kühe dem tiefen Thalgrunde zu; an jenem Berge weiden die Schaafe, vom ſorgſamen Schäfer begleitet. Die Mähder dort auf den blumenreichen Wieſen mähen mit ihren blitzenden Senſen; die Getreidfelder ſind bereits gelb und bald wird man die Sichel anſchlagen. Ueberall erblicken wir den reichſten Segen Gottes. O welch ein liebevoller Vater iſt Er, der auf alle Menſchen, ſie mögen in Schlöſſern oder in Hütten wohnen, gleich liebevoll herab blickt, ihnen dieſe ſchöne Erde, die ſo voll ſeiner Gaben iſt, zum Wohnplatze einräumte und ſie alle einſt bey ſich in dem Himmel haben will! O wer ſollte ſich eines ſo guten, lieben Vaters nicht freuen!“ Solche Worte, die aus dem Herzen kamen, gingen der kleinen Roſa auch wieder zu Herzen. Sie faltete ungeheißen die kleinen Hände und ſagte: „O Du guter lieber Gott, wie dank ich Dir, daß Du alles ſo ſchön gemacht haſt!“

Auf eine ähnliche Art lehrte Mathilde ihre Tochter, wie alles, was wir am Himmel und auf Erden erblicken — von der Sonne bis zum Thautropfen — uns die Güte und Freundlichkeit Gottes verkünde. Die abwechſelnden Jahreszeiten mit ihren

mancherley Schönheiten und Gaben bothen ihr dazu immer neue Gelegenheiten an. Rosa lernte von den Geschöpfen sich zum Schöpfer erheben; sie konnte bey dem Anblicke einer Baumfrucht oder Blume Seiner von Herzen sich freuen und voll der kindlichsten Liebe Ihm für seine Wohlthaten danken.

Die fromme Mutter hatte die heilige Geschichte ganz inne, und erzählte, während sie spann oder stickte, der horchenden Tochter oft Stundenlang solche Begebenheiten, die dem kindlichen Alter desselben angemessen waren. Rosa ward in das Paradies, in die Hütten der Patriarchen, in die Wüste der Israelitten, in das Land, das von Milch und Honig floß, versetzt, und hatte unaussprechliche Freude. Sie lernte da, wie Gott sich den Menschen als den Heiligsten offenbarte, der nur am Guten Freude hat, alles Böse haßt, und alle Menschen gut und heilig haben will. In den bösen Menschen, die uns die heilige Geschichte aufstellt, erblickte sie abschreckende Beyspiele der Laster; in den guten aber freundliche Vorbilder jeder liebenswürdigen Tugend. Am liebsten hörte Rosa von Jesus Christus erzählen. Sie freute sich mit den Engeln und Hirten des göttlichen Kindes in der Krippe zu Bethlehem, und opferte mit den Waisen aus Morgenland dem neugebohrnen Könige, dessen Stern am Himmel glänzte, die kindlichsten Empfindungen der Anbethung und des Dankes, die köstlicher als Gold und Weihrauch

waren. Sie sah den holden Himmelsknaben in der Hütte zu Nazareth, wie Er der heiligen Mutter und dem frommen Nährvater gehorchte, wie Er bethete, arbeitete, an Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen wie an Alter zunahm — und sie machte die herzlichsten Vorsätze, ihren Aeltern auch so zu gehorsamen und täglich in allen Guten zuzunehmen. Sie begleitete in Gedanken den göttlichen Lehrer auf seinen Reisen durch das gelobte Land, stand im Geiste unter seinen Zuhörern dort am Berge, oder am See, oder im Tempel, hörte Ihm voll Andacht und Aufmerksamkeit zu, und versprach es ihrer Mutter heilig, solche schöne Lehren auch getreulich zu befolgen. Die innigste Freude erfüllte ihr Herz, als sie vernahm, wie Er, der göttliche Kinderfreund, die Kleinen liebreich zu sich rief und sie segnete, wie Er den trauernden Aeltern des gestorbenen Mädchens sagte: „Das Kind schläft nur!“ und es aufweckte, und wie Er dort zu dem todten Jünglinge auf der Bahre sprach: „Steh auf!“ und ihn der weinenden Mutter wieder lebend zuführte. Sie nahm sich vor, stets ein gutes Kind zu seyn, das seinen Segen verdiente, Ihn zu lieben und Ihm zu vertrauen, der alle Thränen trocknen, in jeder Noth helfen, selbst dem Tode alles Schreckliche benehmen und das ewige Leben geben kann. Als endlich die Mutter von den Leiden, die Er, der Schuldloseste, aus Liebe zu den Menschen auf sich nahm, erzählte, und wie

Er, am Kreuze blutend, noch mit erblassenden Lippen für seine Mörder um Erbarmen zum Vater im Himmel flehte und durch Leiden und Tod in seine Herlichkeit einging, da floßen die hellen Thränen über Rosas zarte Wangen. Sie gelobte in ihrem Herzen, Dem, der auch für Sie starb, ihr ganzes Leben zu weihen. So lehrte die fromme Mutter ihre Tochter Gott und den göttlichen Erlöser kennen, und lieben.

Wie die Mutter Liebe zu Gott in das Herz ihrer Tochter pflanzte, so wollte sie, daß auch Liebe zu allen Menschen darin Wurzel fasse, vor allem zu ihren Aeltern. Die mütterliche Liebe zu ihrer Tochter gewann ihr die kindliche Liebe der Tochter von selbst. Eben so liebte Rosa, obwohl er wenig daheim war, den Vater, weil die Mutter immer mit herzlicher Liebe von ihm sprach. Wenn die Mutter sagte: „Mache doch, daß ich den lieben Vater, wenn er kommt, nichts als Gutes von dir erzählen kann!“ so war das für Rosa immer die kräftigste Ermunterung zum Guten. Und kam dann der Vater wirklich nach Hause, so bemühte sich Rosa, so wie die Mutter, ihm nichts als Freude zu machen. Der Vater aß zum Beyspiele die Pfirsiche sehr gern, die ein Baum an der Schloßmauer trug. Die Mutter brach einst die ersten Früchte, theilte sie in drey gleiche Theile, für den Vater, sich und Rosa, sagte aber dabey: „Die meinigen werde ich dem Va-

ter geben.“ Roſa ſagte ſogleich: „Ich werde es mit den meinigen auch ſo machen.“ Um alle Welt hätte ſie keine davon gegeſſen. Mit freudiger Geſchäftigkeit ordnete ſie alle Pfirſiche in ein zierliches Körbchen, damit das liebliche Roth derſelben recht ſchön in das Auge falle, und brachte ſie dem Vater.

Mathilde war es gewohnt, wahrhaft Dürftige mit Geld oder Lebensmitteln zu unterſtützen. Viele dieſer Gaben ließ ſie durch die Hand ihrer Tochter austheilen, damit dieſe die Seligkeit des Gebens aus Erfahrung möge kennen lernen. Sie wußte Roſas Mitleid für fremde Noth anzuregen, und ſie dahin zu bringen, ihr eignes Vergnügen dem Wohle Anderer aufzuopfern. Roſa bekam einſt von dem Vater ein Goldſtück zu ihrem Geburtstag. Der Vater ſagte, ſie möchte ſich von Putzwaren dasjenige ſelbſt dafür anſchaffen, was ihr das angenehmſte wäre. Roſa that eine Menge Fragen an die Mutter, was man alles Schönes für dieſes Gold bekommen könnte. Die Mutter nannte allerley und die erfreute Roſa konnte gar nicht mit ſich einig werden, was ſie wählen ſollte. Jezt ließ ſich aber eine arme Wittwe melden, der ihre einzige Kuh durch die Seuche darauf gegangen war. Die Mutter rief die Wittwe herein, hörte ſie an und ſagte: „Ja, mein Gott, ich habe ſchon ſo vielen Leuten, die das nämliche Unglück hatten, Geld gegeben. Ich wer-

de kaum so viel entbehren können, ich muß doch noch einiges wenige für die täglichen Ausgaben behalten.“ Sie ging indessen, brachte Geld und zählte es auf den Tisch. „Mehr kann ich Euch nicht wohl geben, sprach sie; allein wenn Ihr noch einen Goldgulden weiter hättet, so könntet Ihr eine schöne Kuh kaufen.“ Da lief Rosa eilends, brachte ihr Goldstück und legte es zu dem hingezählten Gelde auf den Tisch. „Ich habe ja schon Kleider genug, sagte sie; die arme Wittwe hat die Kuh viel nöthiger, als ich ein neues Kleidungsstück.“ Das arme Weib weinte vor Freuden und wollte Rosas Hand küssen. Da sie fort war, umarmte die Mutter ihre Tochter und sprach: „Du hast dich wohlgehalten, Rosa; dieses dein thätiges Mitleid ist mehr werth, als zehntausend Goldstüke und aller Putz und alle Pracht der Welt.“

Die Mutter gewöhnte Rosa von deren zarten Kindheit an zu einem freudigen Gehorsam. „Denn, sagte die verständige Mutter, der Eigenwille ist das mächtigste Hinderniß des Guten. Ein Kind muß erst lernen, seinen Willen dem Willen der Aeltern zu unterwerfen; dann wird es ihn um so leichter dem Willen Gottes unterwerfen können. Denn wenn es den Aeltern, die es sieht, nicht gehorcht; wie sollte es Gott gehorchen, den es nicht sieht? — Die heftigen Neigungen in dem Herzen des Kindes müssen gemäßiget, das Unkraut muß ausgerottet werden, damit die schönen Blumen edlerer Empfindungen auf-

blühen können.“ Was daher nicht erlaubt werden konnte, ſchlug die Mutter kurz und beſtimmt ab. Die kleine Roſa ſuchte, wie alle Kinder, anfangs Manches, was ſie heftig begehrte, mit Bitten und Thränen zu erzwingen. Allein ſie merkte bald, daß ein „Nein“ der Mutter ſo viel als tauſend Worte gelte; ſie ſah ein, daß alles Bitten und Weinen vergebens ſeyn würde, und unterließ es. Die Mutter gab ihr täglich kleine Anläſſe, ſich im Gehorſamen, im Ueberwinden ſinnlicher Neigungen zu üben. Was die Mutter befahl, mußte ſogleich geſchehen; alle andere Beſchäftigungen, alle Spiele mußten ſogleich bei Seite gelegt werden. Keine Blume im Garten durfte gepflückt, keine Frucht abgebrochen werden, ehe die Mutter es erlaubte. Allein die Mutter hatte keine Freude an zu vielen Verbiethen und Befehlen. Sie haßte das unaufhörliche, oft ſehr überflüßige Meiſtern und Zurechtweiſen an den Kindern, worüber dieſe zuletzt nicht mehr wiſſen, wo Ihnen der Kopf ſteht. „Es ſind nur wenige Gebothe nöthig, ſagte ſie; dieſe müſſen aber genau befolgt werden. Der liebe Gott gab nur zehn Gebothe, die Menſchen gut und glüklich zu machen, und wären dieſe immer gehalten worden, ſo hätte man ſich zehntauſend andere erſparen können.“ Dieſe weiſe Mutter fand auch bald, um die Kinder zum Gehorſame zu ermuntern und vom Ungehorſame abzuſchreken, ſeyen Belohnungen und Strafen nothwendig. „Der liebe

Gott, ſagte ſie, macht es mit uns großen Kindern ja auch ſo.“ Es war der Mutter eine Freude, ihrer geliebten Roſa von den ſchönſten Früchten des Gartens reichlich mitzutheilen. Allein Roſa mußte ſie verdienen. Die Mutter ſprach zum Beyſpiele: „Wenn du die Reime, die ich dir vorſagen werde, ohne Fehler auswendig kannſt, ſo bekommſt du dieſe ſchöne Kirſchen!“ Oder ſie ſagte ein anders Mal: „Wenn du das, was ich dir zum Striken aufgegeben, recht macheſt und damit fertig biſt, ſo gebe ich dir jene Traube.“ Roſa hatte die Aufgabe bald zu Stande gebracht, und ihre Freude war nun größer, als wenn ſie die Früchte ohne ihr Verdienſt erhalten hätte. Wenn Roſa einen Fehler gemacht hatte, ſo durfte ſie nicht mit der Mutter in den Garten. Dieß war Strafe genug. Und bald brauchte es auch dieſes nicht mehr. Wenn die Mutter mit ernſtem Blicke ſagte: „Das hätte ich von dir nicht geglaubt! Betrübe mich doch nicht!“ ſo hatte Roſa keine Ruhe mehr, bis die geliebte Mutter wieder lächelte.

Die treffliche Mutter, die man nie müßig ſah, hielt ſehr darauf, ihre Tochter immer zu beſchäftigen. Wenn ſie bei ihrer Arbeit ſaß, ſo mußte auch die kleine Roſa immer etwas zu thun haben. „Der emſige Fleiß des Kindes nützt freilich noch nichts in der Haushaltung, ſagte dann wohl die Mutter, indem ſie dem Kinde mit Wohlgefallen zuſah. Allein er hat für das Kind ſelbſt einen deſto größeren Nutzen. Er

bewahrt es vor langer Weile und übler Laune, und gewöhnt es früh an ein thätiges Leben, Roſa lernte auch wirklich ſehr früh zierlich ſpinnen, und bald wußte ſie auch die Nähnadel ſehr geſchickt zu führen. Sie verfertigte ſich, unter Anleitung der Mutter, aus der ſelbſtgeſponnenen Leinwand ein Kleid — und hatte darüber eine ganz ungemeine Freude. Der reiche Stoff, den ihr der Vater einſt von einem ſeiner Züge mitgebracht hate, freute ſie lang nicht ſo. — Mathilde beſorgte, wie es damals Sitte war, die helle, glänzende Küche ſelbſt. Auch da wußte ſie für Roſa, von deren zarter Kindheit an, immer irgend ein kleines Geſchäft ausfindig zu machen — und wäre es auch nichts Weiters geweſen, als Erbſen auszulöſen oder Bohnen abzufäden. — Die angenehmſte Beſchäftigung aber fand die Mutter in dem ſchön angelegten Schloßgarten; zumal die Bewegung in der friſchen Luft ihrer Geſundheit ſehr wohl kam. Auch Roſa zeigte bald Luſt zur Gartenarbeit. Die Mutter wies ihr einige beſondere Gartenbeete an und ließ ihr einen kleinen Rechen, eine niedliche Gießkanne und andere Gartengeräthe machen. Da gab es nun von den erſten Frühlingstagen an, in denen die lieblich rothe Pfirſichblüthe hervorkam, bis im Herbſte das Laub fiel, immer etwas für Roſa zu thun. Mit der freudigſten Emſigkeit legte ſie Geſäme ein und ſetzte junge Pflänzchen; ſie begoß die nützlichen Gewächſe und jätete das keimende Un-

kraut aus; ſie häufelte um den jungen Kohl her die Erde auf, und band die empor rankenden Erbſenſtauden an Stäbe. Als die erſten Gartenerbſen, die Roſa gezogen und gekocht hatte — auf den Tiſch kamen, hatte ſie kein geringes Vergnügen; ſie glaubte, nie habe ihr eine Spriſe ſo wohl geſchmeckt. „Das ſind die ſüßen Früchte des Fleißes, ſagte die Mutter. So belohnt Gott den Fleiß — im Kleinen und im Großen. Fleiß hat die ganze Gegend, die unſer Schloß umgiebt, aus einer Wildniß in einen reichen Garten umgeſchaffen.“

Wie die Mutter darauf bedacht war, ihre kleine Roſa immer zu beſchäftigen, und, damit das Einförmige nicht ermüde, ſehr weiſe mit den Beſchäftigungen abwechſelte — ſo ließ ſie es ihr auch nicht an Erholung fehlen. Zwey oder dreymal in der Woche durften einige arme, aber wohlgeſittete Mädchen von Roſas Alter auf Beſuch kommen, unter denen ſich beſonders eines, Namens Agnes, durch Gutherzigkeit auszeichnete. Roſa bewirthete allemal zuerſt ihre kleine Freudinnen, dann ſpannen ſie eine Zeit lang, und machten hierauf in der Wohnſtube oder in dem Garten ein Spiel. Die Mutter hatte aber die Kinder, ohne daß dieſe es eben merkten, immer im Auge, und hörte alles, was ſie mit einander redeten. Sie gab ihnen die Spiele an, und wußte ſelbſt das Spiel für ſie lehrreich zu machen. Auf dieſe und ähnliche Art erhielt ſie ihre Tochter — was ſie für ein we-

ſentliches Stück einer guten Erziehung anſah — immer heiter und fröhlich. Roſa war immer ſeelenvergnügt, und deshalb zu jedem Geſchäfte williger und zu allem Guten aufgelegter.

Noch ganz vorzüglich war die weiſe Mutter darauf bedacht, daß die keimende Eitelkeit und die Liebe zum Putze für Roſas Herz nicht verderblich werde. Eines Tages, da Roſa ſchon etwas mehr heran gewachſen war, kam der Herzog nach Tannenburg, um ſeinen Freund Edelbert zu beſuchen. Mehrere Ritter und Ritters frauen aus der umliegenden Gegend wurden eingeladen. Roſa mußte in einem ihrem Stande angemeſſenen Putze erſcheinen; ſie war in Seide gekleidet und mit Edelſteinen geſchmückt. Die fremden Herren und Frauen lobten die Schönheit und den Putz des Fräuleins über die Maaßen und ſagten ihr viele Schmeicheleyen, die Roſa nicht ungern vernahm. Als die vornehmen Gäſte fort waren, ſprach die Mutter zu Roſa: „Die Worte, die dieſe Herren und Frauen dir ſagten, haben mich recht betrübt! So wußten ſie denn nichts an dir zu loben, als dieſe glänzenden Flittern, die dir nur angeheftet ſind und die du jetzt wieder ablegſt! Dem Seidenweber und den Steinſchleifer galten ihre Lobſprüche, nicht dir. Nur deine Geſtalt rühmten ſie, die nicht dein Verdienſt iſt, deren Schönheit bald vergeht, die einſt in Staub zerfallen wird. Ach mein Gott, wenn ſonſt an dir nichts lobenswürdig wäre, ſo wäre

ich wohl eine recht unglückliche Mutter! O meine liebe, gute Rosa, trachte doch nach solchen Eigenschaften, die dir wahrhaft zur Ehre gereichen.“ Die Mutter ordnete ihren Schmuck traurig in das zierliche Schmuckkästchen. „Ach, sagte sie, was sind diese Kleinodien gegen ein edles Herz? Diese Dinge können mich nicht glücklich machen. Wann man mich einst zu Grabe tragen wird, so bleibt dieses Kästchen hier stehen. Edle Gesinnungen und Thaten allein sind die rechten Edelsteine, die in jener Welt noch einen Werth haben.“

Mehr als alles aber, was Mathilde sagen konnte, Rosa gut zu erziehen, wirkte ihr eignes schönes Beyspiel. Das ganze Betragen der Mutter war gleichsam ein heller, reiner Spiegel, in dem es die Tochter den ganzen Tag vor Augen sah, wie sie beschaffen seyn sollte und was sie werden müsse. Die Mutter war so bescheiden, so sanft, so sittsam, daß ihr Benehmen beständig eine stillschweigende Lobrede auf diese Tugenden war. Sie sprach nie ruhmredig von sich selbst. Keinem Menschen ließ sie ihren Vorzug an Rang, Reichthum und Einsichten empfinden. Ihr mildes, freundliches Angesicht ward nie von Zorn entstellt. Nie redete sie Uebels von Anderen; nie kamen tadelsüchtige oder tadelnswürdige Worte aus ihrem Munde. Vorzüglich aber machten ihre Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit auf das

Herz der Tochter einen solchen Eindruck, daß derselb
in ihrem ganzen Leben hindurch nicht mehr erlo
In der Burg befand sich eine alterthümliche K
pelle mit farbicht bemahlten Fenstern. Hier kn
die fromme Mutter öfter mit einer Ehrerbiethig
einer Innigkeit vor dem Altar, daß man es ihr a
sah, sie sey ganz in Gott versunken, und daß i
Angesicht wie verklärt ward. Die bethende Mutt
war für Rosa ein himmlischer Anblick, und erh
auch ihr Herz zum Himmel. Rosa sah es hier m
Augen und fühlte es tief im Herzen: „Die edelst
und seligste aller Empfindungen sey — die wah
Andacht.“ Ein ganzes, weitläufiges Buch hätte s
nicht so klar und so anschaulich davon überzeug
können.

Mathilde nahm sich der Kranken, der Leidende
und Bedrängten aller Art sehr thätig an. Einma
war, in dem Dorfe, unten am Berge, eine arm
Tagwerkerin, die Mutter von sieben unerzogene
Kindern, sehr gefährlich krank geworden. Da wa
es der edlen Frau nicht zuviel, den hohen Schloß
berg hinab zu steigen, die arme Kranke unter den
niedrigen Strohdache zu besuchen, sich nach ihre
Umständen zu erkundigen, alles Dienliche anzuord
nen, und ihr, um ihr Muth zum Einnehmen z
machen, die Arzney wohl selbst zu reichen. Si
wiederholte den Besuch täglich, und Rosa mußt
sie begleiten, damit sie bey Zeiten mit dem mensch

lichen Elende bekannt würde, und lernen möge, es Andern zu erleichtern und auch sich selbst einmal um so leichter darein zu finden. Als Mathilde eines Tages wieder an das dürftige Krankenlager kam, und erklärte, daß die Kranke nun außer Gefahr sey, als jezt alle sieben Kinder, der bekümmerte Vater und selbst die kranke Mutter in Freudenthränen ausbrachen, als der Vater die Kinder ermahnte, der gnädigen Frau, die der Mutter das Leben rettete, auf den Knien zu danken; als er im Uebermaße der Empfindung selbst weinend auf die Knie niederfiel; als die Kinder die Hand und das Kleid ihrer Wohlthäterin küßten — da ward Rosa so gerührt, daß sie selbst mitweinte, sich glücklich schäzte, eine so gute Mutter zu haben, und es in ihrem Herzen Gott heilig angelobte, in ihre Fußstapfen zu treten.

Eine so gute Erziehung konnte nicht ohne gute Früchte bleiben. Rosa ward recht das Bild jeder jungfräulichen Tugend. Sie war die lautere Liebe gegen Gott, gegen ihre Aeltern, gegen alle Menschen. Ihre Bescheidenheit, ihre Sittsamkeit, ihr sanftes Wesen, ihr frommer, reiner Sinn veredelte und verschönerte ihr holdes Angesicht. Einfach und rein, wie ihr Sinn, war ihre Kleidung von selbst gesponnener und selbst gebleichter Leinwand; ein Paar blaue Kornblumen oder eine Rosenknospe zu dem blendendweißen Kleide war ihr liebster Schmuk. Allein ihre schuldlosen, freundlichen Augen waren

ſchöner blau als die Kornblumen, und die Farb
der Unſchuld auf ihren blühenden Wangen, be
ſchämte das Roth der aufbrechenden Roſenknoſpe
Wer ſie nur ſah, ſagte: „Roſa von Tannenbur
iſt wohl das ſchönſte Fräulein von ganz Schwaben
allein ihre Tugend macht ſie noch unendlich liebens
würdiger, als ſie wegen ihrer Schönheit es iſt.“

Zweytes Kapitel.

Rosa verliert ihre Mutter.

Ach, daß die gute Rosa des Glückes, eine so vortreffliche Mutter zu haben, nicht länger genießen konnte! Rosa war etwa vierzehn Jahre alt — da wurde die Mutter plötzlich sehr krank. Sie fühlte die Gefahr und verhehlte sie ihrer Tochter nicht. Ritter Edelbert war zu Felde gezogen. Sie sprach daher zu Rosa: „Liebste Rosa, schicke doch sogleich einen reitenden Bothen an deinen Vater. Ich möchte ihn in dieser Welt noch einmal sehen! Und dann — laß den frommen Abt Norbert rufen! Er hat mich getauft — und mich bey dem Eintritte in dieses Leben Gott geweiht und geheiligt. Er wird mir bey dem Austritte aus diesem Leben seinen Beystand nicht versagen, mich sanft hinüber zu geleiten in jenes bessere Leben — hinüber zu meinem Schöpfer und meinem Erlöser! — Es wäre wohl zu spät, fuhr sie fort, wenn ich mich erst jetzt auf den Tod vorbereiten wollte. Das ganze Erdenleben soll ja eine Vorbereitung auf jenes im Himmel seyn. Dazu sind wir

in der Welt. Indeß kann ein Menſch in dieſen wichtigen Augenblicken wohl nichts Beſſeres thun, als ſich Gott widmen, ſich noch einmal, auch wegen der kleinſten Fehler, mit ihm ausſöhnen und ſich nach Anordnung der Kirche mit Ihm vereinigen.“ Der fromme Abt, ein liebenswürdiger, freundlicher Greis, erſchien. Mathilde redete eine Zeit allein mit ihm. Sie empfing aus ſeiner Hand das Brod des Lebens. Die Flamme ihrer Andacht ergriff auch das Herz der guten Roſa und milderte ihren unausſprechlichen Schmerz. Der ehrwürdige Abt betete der Kranken vor. Er ſprach mit einer Kraft, mit einer Ueberzeugung von dem ewigen Leben, daß Roſa von ganzem Herzen wünſchte, ſogleich mit ihrer Mutter zu ſterben.

Roſa blieb — voll Andacht, Liebe und Mitleid, gleich einem dienenden Engel, immer an dem Krankenbette der Mutter. Ritter Edelbert kam nach etlichen Tagen ſpät in der Nacht an. Roſa eilte ihm entgegen. Sie begrüßte ihn, als ſie ihm unten an der ſteinernen Wendeltreppe begegnete, mit einem Strome von Thränen. Tiefbetrübt trat der Ritter an das Krankenbett. Er erſchrak, ſeine innigſtgeliebte Gemahlin ſo blaß und verändert zu finden. Sein Schreken löste ſich endlich in Thränen auf. Roſa ſtand ſchluchzend an der andern Seite des Bettes. Die todtkranke Frau both ihrem theuren Gemahl, mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit lächelnd

die Hand; die andere reichte ſie ihrer Tochter. „Liebſter Edelbert! liebſte Roſa! ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, mein Stündlein iſt da. Ich werde die aufgehende Sonne nicht mehr ſehen. Aber weinet nicht! Ich bekomme es ja beſſer dort oben in dem Hauſe unſers himmliſchen Vaters, wo viele Wohnungen ſind. Laßt euch ſegnen; ich gehe jezt nur in ein anderes Wohnzimmer. Ich bin darum nicht für euch verloren Wir ſehen uns bald wieder — und werden dann nie mehr von einander ſcheiden“ Sie ſchwieg — die Schwäche geſtattete ihr nicht weiter zu reden.

„Liebſter Edelbert! ſprach ſie über eine Weile wieder, ſieh da unſere Tochter! — Nie habe ich dir ein gemahltes Bild von mir gegeben. Sieh, unſere geliebte Tochter, mein lebendiges Ebenbild, ſey dir ein beſſeres Andenken an mich, ja das beſte, das ich dir zurück laſſen kann. Dir übergebe ich ſie jezt in meinen lezten Augenblicken — wie vor Gottes Angeſicht! Ich ſuchte ſie fromm und chriſtlich zu erziehen — vollende du jezt dieſe Erziehung! Verbeſſere, was ich etwa verſah! Wende alle Liebe, die du mir erwieſen haſt, und für die ich dir jezt noch ſterbend danke, ihr zu!“

„Und du, liebſte Roſa! fuhr ſie fort, du haſt mir viele Freude gemacht — — du haſt mich nie betrübt — du warſt mir eine gute Tochter! Dieß Zeugniß muß ich dir noch in der Stunde meines Todes ge-

ben. O bleibe fromm, unſchuldig, gut — liebe Gott — halte dich an unſern göttlichen Erlöſer — thu, was Er uns lehrt — thu nie etwas Böſes! — Ehre und liebe deinen guten Vater. Ach, er iſt im Kriege immer ſo vielen Gefahren ausgeſezt. Sollte er einmal verwundet nach Hauſe gebracht werden, ſo vertritt meine Stelle an ihm. Sey ihm einſt in den Tagen des Alters, eine liebevolle Verpflegerin, da ich es nicht ſeyn kann. Bleibe ihm eine gute Tochter — und lebe wohl!“

„O Gott, ſprach ſie noch mit einem frommen Blick zum Himmel, bewahre du ſie vor dem Böſen, und erhalte ſie im Guten! Erhöre mein leztes Gebeth, das heiße Flehen eines Mutterherzen, das jezt bricht, und laß mich ſie dort im Himmel wiederſehen!“

Vater und Tochter zerfloſſen in Thränen. Die fromme Sterbende fügte die Hand ihres Gemahls und die Hand ihrer Tochter zuſammen und hielt ſie zwiſchen ihren erkaltenden Händen. „Wir drey, ſagte ſie, waren immer ein Herz und ein Sinn in dieſer Welt, wir werden es mit Gottes Hülfe auch in jener ſeyn. Der Tod kann unſerer Liebe nichts anhaben. Wir werden in dem Himmel ewig leben und uns ewig lieben.“

Sie blickte ihren Gemahl und ihre Tochter mit der Heiterkeit eines Engels an. In ihrem Angeſichte ſchimmerten ſchon die Strahlen ihrer nahen Verklärung. „Gott, ſprach ſie, gewährt mir einen gro-

ſten Troſt und eine groſse Freudigkeit in dieſen letzten Augenblicken. Ihm ſey Dank! — O meine Roſa, wie freue ich mich, daſs du an mir ſiehſt, wie getroſt und ſelig diejenigen ſterben können, die an Gott, an Chriſtus und an das ewige Leben glauben. Chriſtus läſst es denjenigen, die an Ihn glauben, nicht an Troſt fehlen; wo ſie ihn gerade am nöthigſten haben. Er läſst uns nicht waiſe. Ich achte den Tod für nichts; ich bin in der Hoffnung des ewigen Lebens ſchon ſelig.“

Sie richtete jetzt ihre Blicke auf ein ſchönes Gemählde des ſterbenden Erlöſers, das ihr gegenüber an der Wand hieng. Sie faltete die Hände und ſagte noch mit leiſer, faſt unvernehmbarer Stimme: „Wie Du, mein Erlöſer, deinen Geiſt in die Hände deines Vaters empfohlen haſt, ſo empfehle ich meinen Geiſt in deine Hände.“ Sie ſchwieg — ſie wurde bläſſer — ihre Augen ſtarrten — ſie verſchied. Roſa war vor Jammer ſprachlos. Edelbert ſagte ſchluchzend: „Sie lebte und ſtarb wie eine Heilige! Sie hat nun überwunden. Gott nehme uns einmal auch ſo ſanft zu ſich und führe uns mit ihr dort oben wieder zuſammen!“

Die Trauer des guten Edelberts und der betrübten Roſa in dieſer Nacht, den folgenden Tag, und bey dem Leichenbegängniſſe war unbeſchreiblich. Die ganze Gegend weit und breit trauerte mit ihnen. In jedem Hauſe, jeder Hütte ihrer Unterthanen war ein

Jammer, als wäre ihnen die eigene Mutter geſtorben! Der ehrwürdige Abt beſtattete die Leiche zur Erde. Er fing an zu der unzähligen Menge von Menſchen, die ſich bey dem Leichenbegängniſſe eingefunden hatte, zu reden. Das allgemeine Schluchzen wurde bald ſo laut, daß man die Stimme des Greiſes nicht weiter vernahm. Er ſelbſt brach in Thränen aus. Er winkte mit der Hand, ſtille zu ſeyn, und ſagte nichts mehr als die Worte: „Wo die Thränen ſo laut ſprechen, muß ich ſchweigen! Laßt uns ſo leben, daß auch an unſerm Grabe dankbare Thränen fließen! Laßt uns hier reichlich ausſäen, wie die Verklärte — ſo werden wir dort auch reichlich einärnten!“ — —

Drittes Kapitel.

Roſa verpflegt ihren Vater.

Ritter Edelbert war wieder in den Krieg gezogen, allein eines Tages im Herbſte kam er, am rechten Arme ſchwer verwundet, zurück auf ſeine Burg. Roſa war ſehr beſtürzt und empfand das zärtlichſte Mitleid mit dem geliebten Vater. Sie wich nimmer von ſeinem Bette. Sie bereitete und brachte ihm alle Speiſen. Sie half bey dem Verbande der Wunde. Und da der Arm nur ſehr langſam beſſer wurde, und Edelbert oft mißmuthig an dem Kaminfeuer ſaß, daß er ſeine Pflicht als Rittersmann nicht erfüllen und dem Herzoge nicht beyſtehen könne, ſo wußte nur Roſa ihn zu erheitern. Sie ſetzte ſich mit ihrer Stickrahme oder dem Spinnrocken zu ihm. Sie redete von ihrer ſeligen Mutter, und erzählte ſo manche weiſe Worte, ſo manche edle Handlungen von ihr, die dem Vater noch nicht bekannt waren. Sie fragte nach dieſem oder jenem Umſtande aus der Geſchichte ſeiner ritterlichen Thaten. Sie beredete ihn, den ſilbernen Becher, den er noch vom Ahnherrn, dem Vater ihrer Mutter zum Geſchenke bekommen hatte,

wenigſtens dem Ahnherrn zu lieb, noch einmal füllen zu laſſen. Der Ritter kam unvermerkt ins Geſpräch, ſein Mißmuth verſchwand. Viele Stunden des traurigen Winters vergingen ihm wie Augenblicke.

In den erſten Tagen des Frühlings kam ein ſehr edler Ritter auf Edelberts Burg an, und forderte ihn auf, mit dem Herzoge wieder zu Felde zu ziehen. Edelbert fühlte zu ſeiner großen Betrübniß ſeinen Arm noch zu ſchwach, Schwert und Lanze zu führen. Indeß berief er ſogleich ſeine Dienſtleute auf ſeine Burg, ſie dem Herzoge zu Hülfe zu ſchicken. Er bewirthete ſie drei Tage. An dem Morgen des vierten Tages, der zum Aufbruche beſtimmt war, verſammelte er ſie in dem großen Ritterſaale der Burg. Ritterlich gekleidet und mit einer goldenen Kette geziert, jedoch ohne Harniſch, deſſen eherne Armſchienen ſein wunder Arm noch nicht vertragen konnte, trat er in ihre Mitte, übergab ſie feyerlich der Führung des fremden Ritters, und ermunterte ſie zur Tapferkeit und guten Mannszucht. „Seyd gegen den Feind tapfer wie ein Löwe; gegen den friedlichen Landmann aber ſanft wie ein Lamm!“ ſagte er unter Anderm. Mit Thränen in den Augen ſah er von den Fenſtern der Burg dem Zuge nach, bis derſelbe in dem nächſten Walde verſchwand. Vergebens ſuchte er ſich den Tag hindurch aufzuheitern; ſeine ſtille Burg ſchien ihm, nach dem Abzuge ſeiner treuen Kriegsgefährten, einſam und verödet. Traurig ſetzte er ſich nach der

Abendeſſen an das Kaminfeuer. Der Abend war kalt und ſchauerlich. Ein fürchterlicher Sturm ſauste um die Thürme der Burg, und der Regen ſchlug an die Fenſter der Stube, daß ſie klirrten. Roſa legte mehr Holz an das Feuer, brachte ihrem Vater in dem ſilbernen Becher ſeinen Abendtrunk, ſetzte ſich zu ihm und ſagte: „Lieber Vater! Erzähle mir doch einmal die Geſchichte des wackern Köhlers, der dich dieſen Nachmittag beſuchte. Ich weiß wohl davon. Er wohnte ja ehemals auf unſerer Burg, und die kleine Agnes war die Geſpielin meiner Kindheit. Allein ich möchte die Geſchichte doch einmal recht ausführlich hören.“

„Die Geſchichte meines braven Burkhards? rief der Ritter. O recht gern! Der gute Mann beſuchte mich wohl nicht ohne Urſache gerade an dem heutigen Tage. Er wußte wohl, wie es mir zu Muthe war, ſo allein zurückbleiben zu müſſen. Er hat das auch erfahren. Er war einſt gar ein tapferer Krieger, der mich auf vielen Zügen begleitete.“

„Doch — bevor ich von dem wackern Burkhard erzählen kann, muß ich dir erſt Einiges von dem Ritter Kunerich von Fichtenburg ſagen. Die prächtige Burgfeſte Fichtenburg iſt dir zwar nicht unbekannt; wir ſehen ja von den Fenſtern unſers Saales ihre Thürme in weiter Ferne aus dunkeln Fichtenwaldungen hervorragen; allein den Ritter ſelbſt haſt du noch niemals geſehen. Denn Er war von jeher

ſehr feindſelig gegen mich geſinnt, und hat mich noch niemals beſucht. Sein Haß gegen mich entſpann ſich ſchon ſehr frühe. Wir waren beyde in unſerm zarten Alter als Edelknaben an den Hof des Herzogs gekommen. Kunerich war als Knabe ſchon ſehr eigenſinnig, aufbrauſend und ruhmredig, und deßhalb bey dem Herzoge nicht ſehr beliebt; und da haßte und beneidete er mich, weil ich ihm vorgezogen wurde. Als wir beyde wehrhaft gemacht waren und auf einem Turniere, das der Herzog dem jungen Adel gab, unſere Geſchicklichkeit in Führung des Schwertes und der Lanze das erſte Mal öffentlich zeigen mußten, erhielt ich den erſten Preis, ein Schwert mit einem goldenen Griffe, das mir deine ſelige Mutter, die damals das ſchönſte und ſittſamſte Fräulein an dem herzoglichen Hofe war, im Angeſichte der ſchwäbiſchen Ritterſchaft auf einem Purpurkiſſen überreichte; Kunerich hingegen erhielt den letzten Preis, ein Paar ſilberne Sporn. Von dieſer Zeit an haßte er mich noch mehr und konnte mich gar nicht mehr gerade anſehen. Aufs höchſte aber ſtieg ſein Haß gegen mich, als der Kaiſer, wie du weißt, mir nach jener großen Schlacht dieſes goldene Ehrenzeichen hier umhängte, dem Ritter Kunerich aber, durch deſſen Unbeſonnenheit und Ungeſtüm die Schlacht beynahe verloren gegangen wäre, einen derben Verweis gab."

„Der wackere Burkhard hatte nun als mein Lehensmann und Kriegsgefährte ein kleines Gütlein inn

das an der Gränze meines Gebiethes liegt, und an Kunerichs Waldungen anstößt. Allein Ritter Kunerich war meinem guten Burkhard ein sehr böser Nachbar. Er unterhielt in seinem Gebiethe eine Menge Wild. Die Hirsche kamen häufig über die Gränze und verheerten des guten Burkhards Aecker, die Wildschweine zerwühlten seine schönen Wiesen. Ich gab dem wackern Manne den Auftrag, sie ohne weiters nieder zu schießen und sie mir einzuliefern; indem alles Wild, das auf meinem Grund und Boden erlegt würde, von Rechtswegen mir gehöre. Einmal nun ritt ich Abends mit meinen Leuten von der Jagd heim. Die Sonne war bereits untergegangen, und das Abendroth blickte freundlich durch die Tannen. Da kam auf einmal des ehrlichen Burkhards Weib mit zerstreuten Haaren lautjammernd mir entgegen, fiel auf die Knie nieder, und flehte mich mit gerungenen Händen um Hülfe an. Sie hatte ihre kleine Agnes mitgebracht; das Kind kniete neben der Mutter und erhob zitternd und weinend die kleinen Händchen. Der Anblick gieng mir durch die Seele. Ich stieg ab, und ließ mir erzählen, was sich begeben."

„Die Geschichte war diese: Der gute Burkhard, sein Weib Gertraud und die kleine Agnes hatten unter dem Baume vor ihrer Hauethüre zu Nacht gegessen und an nichts Böses gedacht — da überfiel sie plötzlich Ritter Kunerich, von mehreren bewaffneten

Knechten zu Pferd und zu Fuß begleitet. Die Knechte ergriffen den guten Burkhard, banden ihm die Hände auf den Rücken; warfen ihn auf einen Karren und führten ihn fort. Dieß that Kunerich, weil Burkhard kürzlich an der Gränze, aber auf unserm Grund und Boden, einen Hirsch erlegt, und ihn nach Tannenburg geliefert hatte. Der aufgebrachte Kunerich hatte geschworen, er wolle den boshaften Wilddieb, wie er den ehrlichen Burkhard nannte, in dem fürchterlichsten Kerker zu Fichtenburg unter Kröten und Unken verschmachten lassen."

„Er soll frey werden, sagte ich dem Weibe, und sollte ich das ganze Raubnest darüber zerstören müssen. Sey nur getrost und geh einstweilen mit deinem Kinde auf meine Burg."

„Ich machte mich augenblicklich mit meinen Knechten auf den Weg, ihm seinen Raub, wo möglich, noch abzujagen, ehe er damit seine Burg erreichte. Ich schickte einige Reitersknechte auf Kundschaft aus, nannte ihnen einen Platz, wo wir wieder zusammen kommen wollten, und ritt im scharfen Trab Fichtenburg zu. Die Knechte brachten mir bald Nachricht, Kunerich sitze mit seinen Leuten in der Mühle im Föhrengrunde und zeche. Der Karren mit dem armen Burkhard stehe vor der Thüre. Ich fand, daß ich mit meinen Leuten auf dem Wege zu Kunerichs Burg schon einen guten Vorsprung hatte. Wir hielten daher an einem bequemen Platze im Walde, wo

der Zug vorbei mußte. Sie kamen endlich, keine Gefahr ahnend, gutes Muthes und mit großem Gelärme. Plötzlich, wie ein Blitz vom klaren Himmel, überfielen wir die Räuber. Der Vollmond, der eben aufgegangen war, übernahm das Geschäft, uns bei dieser Arbeit zu leuchten. Da Kunerich auf den Ueberfall nicht gefaßt war und überdieß zu viel getrunken hatte, focht er sehr schlecht, und nahm nach einer kurzen Gegenwehr mit seinen Leuten die Flucht. Ich hätte ihn wohl fangen können. Allein ich hatte Mitleid mit ihm und ließ ihn entrinnen. Gottlob kam bei dem Gefechte niemand ums Leben. Nur mit feindlichen Waffen war der Boden bestreut."

„Wir banden nun den Mann auf dem Karren los, luden anstatt seiner die eroberten Waffen auf, gaben ihm ein Pferd, das im Getümmel einen feindlichen Reiter abgeworfen hatte, und zogen freudig nach Hause. Was sein Weib und seine kleine Tochter für eine Freude hatten, als wir zum Burgthore hereinritten und sie den Burkhard mir zur Seite reiten sahen, läßt sich gar nicht beschreiben! Und doch war meine Freude noch größer. O es ist ein seliges Gefühl, Andere aus der Noth errettet zu haben!"

Ich wies den guten Leuten ein Plätzchen in unserer Burg an, damit sie vor Kunerichs Rache sicher wären. Späterhin wurde Burkhard im Kriege verwundet und konnte keine Kriegsdienste mehr leisten. Indeß war er nicht zu aller Arbeit unbrauchbar ge-

worden und wollte deßhalb sein Stücklein Brod u
mäßig verzehren. Er machte in der wildesten Geg
des Waldes ein kleines verborgenes Thälchen a
findig, wo er sich anzusiedeln wünschte. Ich ließ
dort ein hübsches Haus bauen. Er brach ein S
Boden zu einem Ackerfeld um, das ihm Brod g
und treibt mit meiner Bewilligung nebenzu das
lenbrennen. Die Gegend, wo er wohnt, wird
nie von Menschen besucht, und Ruß und Kohl
machten überdieß sein sonst blühendes Angesicht
unkenntlich. So glaubte er sich vor Kunerichs N
stellungen sicher genug, und wurde seitdem auch
im Geringsten beunruhigt."

Dieser Geschichte fügte Ritter Edelbert noch
ge Beyspiele von Burkhards Tapferkeit und
bey, so daß die Erzählung bis spät in die
währte. Rosa hatte so aufmerksam zugehört
der Becher ihres Vaters schon lange leer stand
daß es ihr sogar außer Acht gekommen war,
Holz an das Feuer zu legen.

Da erhob sich plötzlich in der Burg ein furc
Lärm. Die gewölbten Gänge wiederhallte
Geklirre der Waffen und dem Geschreye stre
Männer. Mehrere Fußtritte näherten sich der
stube, in der sich Edelbert und seine Tochter
den. Der Ritter sprang auf, und blickte nac
fen umher; Rosa riegelte eilends die Thüre.
mit einem fürchterlichen Stoße wurde die Th

gesprengt und ein geharnischter Mann, begleitet von mehreren Bewaffneten, trat herein.

„Nun Edelbert! — sprach er mit blitzenden Augen und mit donnernder Stimme — ist die Stunde der Rache gekommen. Ich bin Kunerich, dem du so oft zuwider gehandelt und ihn so oft beleidiget hast. Nun sollst du mir dafür büßen.“ Er wandte sich hierauf zu seinen Kriegsknechten und rief: „Schlagt ihn in Ketten und bewacht ihn bis wir aufbrechen; das schauerlichste Gefängniß zu Fichtenburg soll von nun an seine Wohnung seyn. Diese Burg hier ist jetzt mein! Was von Rüstungen und Waffen, Kleidern und Kostbarkeiten mir anständig ist, will ich mir jetzt aussuchen. Alsdann mögt ihr zum Lohne eurer Tapferkeit die ganze Burg rein ausplündern, während ich mir bey einem Krug alten Weines gütlich thue. Macht hurtig! In drey Stunden ziehen wir von dannen.“

Rosa warf sich dem grausamen Ritter weinend zu Füßen und flehte um Erbarmen für ihren Vater. Der Wütherich stieß sie von sich, und ging, ohne weiter auf sie zu achten, mit stolzen Schritten zur Thüre hinaus. Edelbert wurde gefesselt und zwey Kriegsknechte hielten vor der Thür Wache.

Kunerich hatte den Augenblick, da Edelbert seine tapfere Rechte nicht gebrauchen konnte für den günstigsten gehalten, seine glühende Rache in helle Flammen ausbrechen zu lassen. Er hatte überdieß noch

ſo lange zugewartet, bis Edelberts tapferſte Krieger mit dem Herzoge zu Felde gezogen waren, und ihn alſo nicht ſchützen konnten. Unter Edelberts wenigen Leuten, die der Burg zur Beſatzung dienten, hatte er einen feigen, wenig nützen Kriegsknecht, den Edelbert nur aus Barmherzigkeit beybehielt, durch Geld gewonnen. Dieſer hatte ihm zu Nacht ein geheimes von Felſentrümmern und Dorngeſträuch verſtecktes Pförtchen geöffnet, das durch einen unterirdiſchen Gang in das Schloß führte. Die übrigen Kriegsknechte hatten die eindringenden Feinde zu ſpät bemerkt, und wurden trotz alles Widerſtandes in wenigen Augenblicken überwältigt und zu Boden geworfen. So kam es, daß Kunerich ſo plötzlich in Edelberts Wohnſtube eindringen, und ihn in Mitte ſeiner Burg zum Gefangenen machen konnte.

Viertes Kapitel.

Rosa wird von ihrem Vater getrennt.

Edelbert saß in seinen Ketten traurig an dem erlöschenden Kaminfeuer. Rosa kniete weinend, jammernd und bethend bey ihm. Sie rang die Hände und ihre Locken flogen zerstreut umher. Sie war wie betäubt. Sie blickte mit ihren thränenvollen Augen zu ihrem Vater auf. Es war ihr nicht anders, als sähe sie bey dem röthlichen Scheine der ersterbenden Glut blos sein Bild im Traume. Durch das ganze Schloß hin hallte der wilde Lärm der plündernden und zechenden Feinde. In der Stube war es aber so stille und düster, wie in einer Todtengruft, die nur von einer schwachen, trüben Lampe erhellt ist. Nur Rosa seufzte zuweilen schwer auf, und rief wehmüthig: „Die Hand, die so oft die Unschuld rettete, zu fesseln! — Sogar den verwundeten Arm in Ketten zu schlagen! — O Gott hilf Du!“ Dann schwieg sie wieder und konnte nichts als schluchzen.

Edelbert brach endlich das Stillschweigen. „Fasse dich, liebes Kind, sprach er, und trockne deine Thränen! Dieses Leiden hat Gott gesendet. Laß

uns ſeine Hand küſſen, auch wenn ſie uns ſchlägt. Er thut nur weh, um wohl zu thun. Er wird auch dieſen harten Schlag zu unſerm Beſten lenken. Wir ſind in Gottes Hand; gegen ſeinen Willen kann uns nichts geſchehen. Sogar unſere Feinde können nichts — als an unſerm Beſten mitarbeiten. Im Vertrauen auf Gott wollen wir alſo feſt ſtehen. Ja ich glaube, mein Wohl ſteht jetzt feſter gegründet, als vorhin. Vorhin traute ich zu viel auf die Gnade des Kaiſers und auf die Gunſt des Herzogs. Allein dieſe haben jetzt mit ſich ſelbſt zu thun, und können ſich kaum ihrer mächtigen Feinde erwehren. Ich verließ mich wohl gar auf Stein und Eiſen, auf Mauern und Riegel; jetzt verlaſſe ich mich auf Gott allein. Er ſey von nun an mein einziger liebreicher und treuer Beſchützer und meine feſte Burg.“

„Wir werden nun bald ſcheiden müſſen, liebſte Tochter!“ ſagte er nach einer Weile, und umſchlang ſie mit ſeinem linken Arme, weil der rechte Arm mit der ſchweren Kette beladen war, und die Wunde davon ihn aufs neue ſehr ſchmerzte.

„O rede doch nicht vom Scheiden, liebſter Vater! rief Roſa, ihm um den Hals fallend. Aus deinen Armen ſollen ſie mich nicht reißen! Ich gehe mit dir in das Gefängniß und in den Tod.“

„Nein, liebe Roſa, ſprach der Vater ruhig, das wird Kunerich nie zugeben, daß du bey mir bleibeſt. Dieſen Troſt gönnt er mir nicht. Noch einmal, wir

müſſen ſcheiden! Höre aber jetzt meinen Rath. Auf dich achtet wegen deines zarten Alters wohl niemand ſonderlich. Suche alſo aus dem Schloſſe zu entkommen, damit du dein Leben nicht etwa gleich einer Sklavin in ſchmählicher Dienſtbarkeit zubringen müſſeſt. Einer oder der andere meiner Diener wird dir zur Flucht verhülflich ſeyn.“

„Dieſes Schloß und alles, was darin iſt, nimmt nun Kunerich in Beſitz. Du biſt jetzt aus einem Ritterfräulein ein ſehr, ſehr armes Mädchen geworden, ärmer als das geringſte Söldnermädchen in meiner Herrſchaft. Doch, obwohl man dich jetzt wie du gehſt und ſtehſt, aus deiner väterlichen Wohnung verſtößt und du von deinem mütterlichen Erbe und dem reichen Schmucke deiner Mutter nicht eines Hellers Werth erhalten wirſt, ſo verzage darum nicht. Zeitliche Güter verdienen es nicht, daß wir uns über ihren Verluſt betrüben. Wir können ſie nicht einmal mit Wahrheit unſer nennen. Du erfährſt es eben jetzt, wie leicht ſie uns können genommen werden. Und behielten wir ſie auch die kurze Zeit unſers Lebens, ſo raubte ſie uns doch der Tod einſt alle gewiß. Es giebt noch edlere Schätze, liebes Kind, die uns kein Schickſal und kein Tod rauben kann, gegen die Gold, Perlen und Edelſteine nichts ſind — ich meyne Frömmigkeit, Fleiß, Keuſchheit, Sanftmuth. Dieſe und ähnliche Tugenden waren der größte Reichthum und der ſchönſte Schmuck deiner Mutter. Wenn

dir nur dieſes Erbtheil deiner Mutter bleibt, dann biſt du reich genug!“

„Haſt du dich aus der Burg gerettet, ſo ſuche unſern guten Kohlenbrenner, den ehrlichen Burkhard, auf. Er und ſein frommes Weib werden für dich ſorgen. Da kannſt du in ſtiller Verborgenheit leben, bis er dich auf der Burg eines meiner Freunde unterbringt. Und ſollteſt du auch Jahre lang bey ihm bleiben, ja dein ganzes Leben unter ſeinem niedrigen Dache zubringen müſſen, ſo laß es deinen Troſt ſeyn, daß man auch in einer Hütte — und in einer Hütte oft noch leichter als in einem Schloſſe — zufrieden leben und ſelig ſterben kann. Und daß iſt am Ende doch das Beſte!“

„Schäme dich deßhalb der ländlichen Arbeiten nicht. Die Schwielen an den Fingern der fleißigen Hand verdienen mehr Achtung, als die Edelſteine und Perlen an müßigen Händen. O wie gut kommt es dir jetzt, daß deine ſelige Mutter dich an Arbeitſamkeit gewöhnte und dich dein Glück nicht in eitelm Putze, köſtlichen Speiſen und rauſchenden Luſtbarkeiten ſuchen lehrte.“

„Mit fleißiger Arbeit vereine frommes Gebeth. Wir ſind Leib und Seele. Der Leib ſoll arbeiten; der Geiſt ſich zu Gott erheben. Arbeit gewinnt Brod für den Leib; Gebeth nährt die Seele. Wenn du alſo auch die Sichel in die Hand nehmen mußt, ſo habe Gott im Herzen. Stetes Andenken an Gott

kann auch die geringsten Arbeiten veredeln; und gleichsam Spinnrad und Sichel in Gold verwandeln.“

„Vor allem bewahre deine Unschuld. Fliehe Menschen, die solche Reden führen, daß du darüber erröthen mußt. Ich kann nicht mehr auf dich Acht haben und nicht mehr dein guter Engel seyn. Sey es also selbst! Denk, daß Gott dich überall sieht und daß Er auch in das Herz blickt. Thue also nie Böses — ja denke nicht einmal etwas Böses.“

„Um mich sey unbesorgt. Bethe für mich und laß den lieben Gott sorgen. Ich weiß gewiß, Er verläßt mich nicht. Dein frommes Gebeth wird nicht unerhört bleiben. So hart mein Schicksal seyn mag, Gott kann es mir leicht machen. Eiserne Thüren und Riegel halten Ihn nicht ab. Gott ist überall, nur im Herzen des Böswichts nicht. Er wird auch in dem Kerker mit mir seyn. Vertrau auf Ihn wie ich auf Ihn vertraue — auf Ihn, den einzigen Freund, der uns nie verläßt.“

„Gott wird, wie ich es getrost hoffe, mich einst wieder aus der Gefangenschaft befreyen. Sollte es aber das letzte Mal seyn, daß du, liebste Tochter, das Angesicht deines Vaters siehest, und sollte ich Lebenslang im Kerker schmachten müssen — so laß mir nur den Trost, daß ich in meinem Elende denken könne: Meine Rosa vergißt die Ermahnungen ihres Vaters nicht — sie tritt in die Fußstapfen ihrer frommen Mutter ein, sie ist ihrer Aeltern und gott-

ſeligen Vorältern werth. Und ſollte denn auch in dem düſtern, einſamen Kerker die Todesſtunde für mich anbrechen, kein Auge mich ſterben ſehen, kein Ohr meine letzten Seufzer hören, keine freundliche Hand mir die Augen ſanft zudrücken ſo bleibe mir doch im Tode der Troſt: Ich laſſe eine gute Tochter zurück — oder vielmehr — ich laſſe ſie nicht zurück, ſie wird mir nachfolgen in den Himmel!“

„Die letzten Worte deiner verklärten Mutter, die auch meine letzten Worte ſeyn würden, wenn du bey meinem Tode zugegen wäreſt, wiederhole ich dir jetzt: „Bleibe fromm, unſchuldig, gut; liebe Gott; halte dich an unſern göttlichen Erlöſer; thu nie etwas Böſes.“ Wenn du hören ſollteſt, der Tod habe meine Ketten auf immer gelöst, ſo denke, jene letzten Worte meiner Mutter waren auch die letzten, die mein Vater mir bey dem Abſchiede ſagte! Befolge dieſe Worte, ſo wird Gott, der aus unerforſchlichen aber gewiß weiſen und liebvollen Abſichten dir ſchon früher deine Mutter nahm und dir jetzt auch deinen Vater nimmt, uns alle drey im Himmel wieder vereinigen.“

„Und ſieh da — da habe ich heute eben die goldene Denkmünze an der goldnen Kette umgehängt die ich ehemals aus der Hand des Kaiſers erhielt. Ich habe ſie, als vorhin die Feinde zur Thüre hereinkamen, hier unter meinem Kleide verborgen. Ach ich kann ſie ohne Schmerz nicht anſehen! Wie unbe

ſtändig iſt doch alles Glück auf Erden! Ehemals hat mich der Kaiſer mit dieſer goldenen Kette beehrt; jetzt muß ich gleich einem Uebelthäter dieſe eiſerne Kette tragen!“

„Nimm dieſes goldene Ehrenzeichen indeſſen zum Andenken an mich! Verkauf es nicht, auch nicht in der größten Noth. Es kann, wenn ich einmal nicht mehr lebe, für dich von Wichtigkeit ſeyn. Du kannſt dadurch vielleicht einſt beweiſen, daß du aus dem edlen Geſchlechte der von Tannenburg biſt.“

„Die ſchönen Sinnbilder und die tröſtlichen Worte auf der goldenen Denkmünze ſind mehr werth, als das Gold, aus dem die Münze geprägt iſt.“

„Sieh das Auge Gottes von Strahlen umgeben auf der einen Seite mit der Umſchrift: „Wenn Gott für uns, wer wider uns!“ erinnere dich daran, daß Gottes Auge uns überall ſieht, und immer über uns wacht, und daß diejenigen, die alles wie vor Gottes Augen thun und ſich vor Sünden rein bewahren, nichts zu fürchten haben.“

„Das Kreuz im Strahlenkranze auf der andern Seite mit den Worten: „In dieſem überwinde!“ erinnere dich ſtets an die Liebe Desjenigen, der für uns am Kreuze ſtarb. Wir Menſchen alle haben in dieſer Welt zu ſtreiten und zu leiden. Im Glauben an den Gekreuzigten aber, im treuen Gehorſam gegen ſeine heiligen Gebothe, in Liebe und Geduld nach ſeinem ſchönen Beyſpiele im Vertrauen

auf seine allmächtige Gnade, in der Hoffnung a
seine Verheißungen können wir alles Böse überwi
den und alles Widrige frohen Muthes übertragen.

„Gott hat jetzt wohl ein großes Leiden über u
kommen lassen! Allein was ist dieses Leiden geg
jene Leiden, durch die unser göttlicher Erlöser in se
ne Herrlichkeit einging! An seiner Herrlichkeit werd
wir auch Theil haben, wenn wir unsern Kampf a
Erden glücklich vollenden, und in der Geduld au
harren bis ans Ende.“

„Und nun knie nieder, liebste Tochter, dam
ich dich noch segne.“ Rosa kniete weinend niede
faltete die Hände, und neigte ihr liebliches Angesic
voll unbeschreiblicher Andacht und Wehmuth. -
Der Vater legte ihr seine gefesselte Hand auf d
Haupt und sprach. „Gott, der Allmächtige, seg
dich, und die Gnade unsers Herrn und Heilands
mit dir ewig.“ Rosa zerfloß in Thränen. Der V
ter schloß sie noch einmal in seine Arme und sagt
indem er selbst in Thränen ausbrach: „Ich wer
deiner nie vergessen und in meinem Kerker stets f
dich bethen. Versprich auch du mir, daß du mei
getreuen väterlichen Ermahnungen nicht vergesse
sondern sie treulich befolgen wollest.“

„O alles, sprach Rosa schluchzend, alles will i
mit Freuden thun, was du mir immer gesagt ha
nur Eines nicht! Ach ich kann, kann dich nicht v
lassen. Ach verlange es nicht, daß ich entflieh

solle! Vielleicht können meine Bitten, meine heißen Thränen diesen hartherzigen Ritter bewegen, daß er mir gestatte, dir in die Gefangenschaft zu folgen und dich im Gefängnisse zu bedienen:“

Jetzt entstand in dem Schloße aufs neue Lärm. Der feindliche Ritter befahl seinen Leuten aufzubrechen; nur einigen geboth er, als Besatzung in der Burg zurück zu bleiben. Bewaffnete drangen in Edelberts Zimmer. Rosa hielt sich fest an ihrem Vater, und bath, sie mit ihm ins Gefängniß zu bringen. Sie wurde ihm mit Gewalt aus den Armen gerissen.

Edelbert wurde hinunter geführt in den Schloßhof, der von mehreren brennenden Pechfackeln furchtbar beleuchtet war. Die Schloßthore standen weit offen. Eine Menge Kriegsknechte zu Pferde, deren jeder noch ein leeres Pferd an der Hand führte, waren nachgekommen. Kunerichs Kriegsroß, mit schimmerndem Zaume und purpurner Decke geschmückt, befand sich darunter. Den trefflichen, hochberühmten Edelbert setzte man auf einen schlechten Karren. Zwey große Wagen, die Edelbert gehörten, standen mit geraubten Gütern hoch beladen da. Edelbert mußte es mit ansehen, wie seine Zugpferde aus dem Stalle geführt und vor die Wagen gespannt wurden. Der gute Mann, der von seiner Wunde noch nicht ganz hergestellt war, zitterte auf dem elenden offnen Fuhrwerke schon vor Nässe und Frost, bevor man aufbrach. Endlich kam Ritter Kunerich in den

Hof und ſchwang ſich auf ſein Pferd. Reiter umringten den Karren. Jauchzend und mit wildem Getümmel zogen ſie eilends zum Thore über die donnernde Fallbrücke hinaus.

Den ſteilen Berg hinunter ging es langſamer. Roſa holte den Zug ein. Kunerich ritt neben dem Karren, auf dem ihr Vater ſaß. Weinend und flehend drängte ſie ſich zwiſchen Kunerichs Pferd und den Karren, und bath mit aufgehobenen Armen, ſich zu ihrem Vater ſetzen zu dürfen. Allein Kunerich that, als hörte er ſie nicht; er ſah ſie gar nicht an und blickte, die eine Hand in die Seite geſtemmt, und in der andern das bloße Schwert, trotzig umher. Unten am Berge rief Kunerich: „Nun vorwärts!“ „Alle gaben ihren Pferden die Sporne; die Fuhrleute ſchlugen mit den Peitſchen auf die Roſſe — und mit wilder Eile ritten und fuhren alle davon. Roſa lief in Sturm und Regen nach, bis ihre Kräfte erſchöpft waren und der Zug endlich aus ihren Augen in Wald und Nacht verſchwand.

Fünftes Kapitel.

Rosa nimmt ihre Zuflucht zu einem armen Köhler.

Rosa, die selten, ohne Begleitung aber niemals aus dem Schlosse gekommen war, befand sich nun bey finsterer Nacht im weiten Felde, bey Sturm und Regen unter freyem Himmel einsam und allein. Sie wußte nicht, wo an und wo aus. Sie suchte lange vergebens nach einem trocknen Plätzchen, wo sie sich hinsetzen, und den Tag erwarten könnte. Endlich kam sie an ein dichtes Gebüsch von jungen Tannen, in dem sie gegen die Nässe und den Sturm einigen Schutz fand. Furcht fühlte sie keine, hier so allein zu übernachten. Ihr Kummer ließ sie wenig auf die Schrecknisse dieser schauerlichen Nacht achten. Sie hatte keinen andern Gedanken, als ihren Vater, und weinte, jammerte, bethete — daß es einen Stein hätte rühren können.

Als der Morgenhimmel anfing grau zu werden, kroch sie aus dem Dickicht hervor, und blickte um sich. Sie sah den Thurm ihrer väterlichen Burg,

ſchon etwas vom Morgenlichte erhellt, aus den Tannenſpitzen des Berges hervorragen, und brach aufs neue in Thränen aus. „Wie gern, ſprach ſie, möchte ich meine väterlichen Wohnung noch einmal beſuchen! Vielleicht träfe ich noch einen von den treuen Dienern meines Vaters an, der ſich meiner erbarmte, und mir zu dem guten Burkhard den Weg zeigte. Allein die Wohnung, in der ich geboren und erzogen worden, iſt nun für mich wohl auf immer verſchloſſen. Kaum war ich zum Thore hinaus, ſo wurde das Thor verriegelt und die Fallbrücke aufgezogen. Meine väterliche Burg iſt für mich nun in eine feindliche verwandelt!“ Traurig ging ſie unten am Berge vorbey — dem Walde zu, indem der ehrliche Kohlenbrenner wohnte.

Sie wußte die Gegend aus den Erzählungen ihres Vaters nur beyläufig. Tief im Walde erhoben ſich ein Paar rauhe finſtre Berge voll Tannen. Zwiſchen dieſen zwey Bergen lag die Köhlerwohnung. Es war ungefähr zwey Meilen dahin. Roſa faßte die beyden Bergſpitzen wohl ins Auge, und nahm ihren Weg ſo, als wollte ſie mitten zwiſchen denſelben hindurch gehen. Allein ſie fand in dem wilden Walde weder Weg noch Steg. Sie mußte ſich bald mit Mühe durch ein Dickicht hindurcharbeiten, bald einen Sumpf umgehen, und bald ſich durch einen Waldbach wagen. Der dichte Wald hinderte ſie, die Berge von Weiten zu ſehen. Der Mittag war bereits vorbey

und noch immer wollte kein Berg kommen. Sie wanderte muthig weiter. Da fing es, keine zehn Schritte von ihr, in dem Gebüsche plötzlich an, mächtig zu rauschen und zu krachen. Ein großer Hirsch mit hohem zackigen Geweihe erhob sich, starrte sie mit seinen weit offenen, schwarzen Augen an, wandte sich dann seitwärts — brach sich durch die Zweige einen Weg, und entfloh. Sie setzte ihren Weg unermüdet fort. Jetzt schreckte sie auf einmal das Grunzen eines wilden Schweins. Rosa blickte hin. Das ungeheure Thier hatte in einem Sumpfe gewühlt, stand auf, blickte grimmig aus seinen kleinen Augen, und drohte ihr mit seinen fürchterlichen Zähnen. Rosa nahm eilends die Flucht und lief, fast außer Athem, so weit sie konnte. Dichte Gesträuche hielten sie endlich auf. Sie setzte sich ermüdet unter einen Baum, dessen niedrige Aeste sie zu ersteigen dachte, wenn das Thier nachkäme. Sie horchte beständig; allein alles blieb ruhig und stille. Sie hatte sich aber nun ganz verirrt; sie wußte durchaus nicht mehr, welchen Weg sie nehmen solle — und die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. „Ach, seufzte die arme Rosa, ich werde wohl in diesem fürchterlichen Walde unter den wilden Thieren einsam übernachten müssen.“

Der Hunger, den sie vor Jammer über das Schicksal ihres Vaters bisher wenig gefühlt hatte, fing jetzt an, sie so sehr zu quälen, daß sie zu ver-

ſchmachten fürchtete. Beynahe ganz entkräftet von Hunger und Müdigkeit machte ſie ſich wieder auf und erreichte eine kleine Anhöhe im Walde, auf der ſie freyer um ſich blicken konnte. Schwarze Wolken mit glutrothem Rande bedeckten die untergehende Sonne; die ganze düſtre Gegend lag in trübem blaurothen Dunſt gehüllt. Roſa kniete nieder und bethete. „Lieber Gott! ſagte ſie unter Anderm, Du ſprichſt ja ſelbſt: „Ruf Mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten und du wirſt mich preiſen.“ Ach erfülle an mir dieſes dein Wort!“ Und ſieh indem ſie noch bethete, brach die Sonne noch einmal aus den Wolken, und ihre Strahlen vergoldeten eine Rauchſäule, die in weiter Entfernung aus dem waldigen Grunde emporſtieg. „O Gott! rief Roſa freudig; Dir ſey Lob und Dank! Du haſt dein Wort an mir erfüllt! Du haſt mich gerettet! — Dort brennt der gute Burkhard Kohlen; denn ſonſt iſt ja der ganze Wald unbewohnt.“ Sie raffte ihre letzten Kräfte zuſammen und eilte dahin, wo ſie den Rauch aufſteigen ſah.

Es war ſo, wie Roſa dachte. Burkhard hatte dort ſeine Kohlenſtätte aufgeſchlagen und rings umher den Wald ſchon ziemlich gelichtet. Er ſaß auf einem umgehauenen Baumſtamme bey dem brennenden Kohlenhaufen. Der Stock des abgehauenen Baumes, auf den er ein kleines viereckiges Brett befeſtigt hatte, diente ihm zum ländlichen Tiſchchen, worauf ſich ſeine Abendmahlzeit, Brod, Butter und ein Krug

mit Waſſer befand. Seine Art und ſein Schürhaken lagen neben ihn im Graſe. Er ſah dem Untergange der Sonne zu, und ſang mit einer kräftigen Baßſtimme andächtig ſein Abendlied, daß es ringe umher im Walde wiederhallte. Roſa vernahm ſeine Stimme mit Freuden, und eilte noch mehr.

Als der gute Burkhard Roſa, ohne ſie noch zu kennen, in der Ferne kommen ſah — ſtutzte er und wunderte ſich, wie in aller Welt ein ſo zartes Fräulein hieher in den wilden Wald komme. Sobald er ſie aber erkannte, ſprang er auf, grüßte ſie mit lautem Zurufe ſchon von weitem, eilte auf ſie zu, drückte und ſchüttelte ihr nach altdeutſcher Art kräftig die Hand, und bath dann erſchrocken und ſehr höflich um Vergebung, daß er ihr zartes weißes Händchen ſo ſchwarz und rußig gemacht habe. Doch fing er ſogleich an, ihr ſein Erſtaunen zu bezeugen, ſie hier zu ſehen. „Gott im Himmel! ſagte er, Ihr ſeyd es, Fräulein, Ihr! Wie um des Himmels willen kommt Ihr hieher, ſo allein, ſo ſpät am Abende? Gewiß habt Ihr euch verirrt. Nun, nun, Ihr kommt eben recht. Ich halte heute Abends offene Tafel vor allen Tannen und Fichten, Eichen und Buchen umher, und die Mahlzeit iſt eben aufgetragen. Kommt und ſetzt Euch zu mir auf mein neues hölzernes Kanapee, und ruht aus und labt Euch ein wenig Denn Ihr müßt heute noch nach Hauſe. Dafür hilft nichts. Euer Vater

thunte ſonſt, ſo wahr ich Burkhard heiße, vor Kummer die ganze Nacht kein Auge zuthun!“

„Ach mein Vater!“ fing Roſa an und konnte vor Schluchzen kaum mehr ein Wort hervorbringen. Wißt ihr denn die ſchreckliche Geſchichte noch nicht?“

„Euer Vater, der geſtrenge Ritter!“ rief der Kohlenbrenner erſchrocken. Wenn ſein Geſicht von Kohlenſtaub und Ruß nicht ſo ſchwarz geweſen wäre, ſo wäre es todtenbleich geworden. „O liebſtes Fräulein Röschen, fuhr er fort, redet doch, um Gottes willen redet, was es giebt! Was iſt ihm geſchehen?“

„Ach Gott! ſprach Roſa, Kunerich von Fichtenburg hat ihn die vergangene Nacht gefangen und in Ketten und Banden fortgeſchleppt auf ſeine Burg.“

„Der!“ rief der Kohlenbrenner und griff nach ſeinem Schürhaken, den ſoll — „Doch, ſprach er und ließ den Hacken fallen, ich will nicht fluchen! Wenn ihn aber der in ſeiner Gewalt hat, dann iſts nicht gut. Allein erzählt doch, wie das zuging! Ich begreife noch gar nicht, wie das möglich iſt. Ich verließ Euren Vater ja erſt geſtern Abends und alles war in Ruh und Frieden. Wie konnte Kunerich eine ſolche unerſteigliche Burg in Einer Nacht erobern?“

Roſa ſetzte ſich neben den Mann auf den Baumſtamm und fing an zu erzählen. Der ehrliche Burkhard merkte aber bald, daß ſie vor Hunger und Ermüdung nicht mehr reden konnte. Er gab ihr nun mit herzlichem Wohlwollen das Butterbrod, das für

ihn beſtimmt war. Sie aß, und trank dazu von Zeit zu Zeit von dem klaren Quellwaſſer im Kruge. Der brennende Kohlenhaufen leuchtete zu der kleinen dürftigen Mahlzeit. Dennoch verſicherte Roſa, in ihrem Leben habe ihr Speiſe und Trank nicht ſo gut geſchmeckt.

„Ja, ja, ſprach der Köhler, der Hunger iſt ein koſtbares Gewürz, desgleichen man in den Gewürzſchachteln der Reichen keines findet — und wir Armen haben es umſonſt! So gleicht der Liebe Gott alles aus!“

Nachdem ſich Roſa erquickt und Gott für ſeine Gaben herzlich gedankt hatte, erzählte ſie ausführlich, wie es ihrem Vater ergangen ſey. Burkhard hörte mit offenem Munde zu, ſchmähte zwiſchen ein über den grauſamen Kunerich, jammerte um ſeinen lieber, guten Herrn und fuhr mit der Hand öfter über die Augen. Als er aber vernahm, daß Ritter Edelbert das Fräulein an ihn gewieſen habe, ſo fing er von dieſem Zutrauen gerührt, an laut zu ſchluchzen.

„Nun, nun, liebſtes Fräulein! ſagte er, einen ſo guten Herrn kann der liebe Gott nicht ſtecken laſſen. Gott hilft ihm gewiß wieder aus der Wolfsgrube — dem verwünſchten Fichtenburg. Denn Gott führt in die Grube und führt wieder heraus. Laßt nur den lieben Gott walten, ſo wirds recht werden. Was aber Euch betrifft, liebſtes Fräulein — ſeht ihr hier den brennenden Kohlenhaufen? — Ihr dürft nur ein Wort ſagen, ſo ſpring ich hinein. Für Euch und Euren Vater geh' ich durchs Feuer. Doch — vor

allem braucht Ihr nun Ruhe. Zu meiner Wohnung iſts für Euch jetzt zu weit. Ich habe aber da ein Hüttlein, wie es ſo die Köhler zu bauen pflegen — und in dem iſt gerade Raum für Eine Perſon. Seht Ihr es dort im rothen Scheine des Kohlenhaufens unter den drey Buchen ſtehen?“ Das Hüttchen beſtand aus einigen ſchief gegen einander in die Erde geſchlagenen Pfählen, die mit jungen Tannenäſten durchflochten und mit dichtem Raſen belegt waren. „Die vier Wände, ſagte Burkhard lächelnd, ſind zwar vergeſſen; das Hüttlein iſt lauter Dach. Es iſt aber ſo dicht und feſt, daß kein Regentropfen durchdringt. Das Bett darin iſt von dem ſchönſten trocknen Mooſe. Eine Matte von Baſt, die ich ſelbſt flocht, iſt zugleich der Bettvorhang und die Hausthüre. Ich verſichere Euch aber, wenn man, wie Ihr, ein gutes Gewiſſen hat und müde iſt, ſo ſchläft es ſich ſo gut darin, als auf Pflaumfedern unter einem goldenen Thronhimmel mit ſeidenen Vorhängen.“

Er führte das Fräulein hinein, und ſetzte ſich dann nicht weit von ſeinem Kohlenhaufen unter ein Paar dickäſtige Tannen, wo er einen bequemen Raſenſitz angebracht hatte. Er ſann die ganze Nacht über die Erzählung des Fräuleins nach. Was ihn am meiſten ſchmerzte, war der Gedanke, daß die Hülfe, die Edelbert ihm gegen Kunerich geleiſtet hatte, wenigſtens zum Theile Urſache an der Gefan

gennehmung des edlen Ritters ſey. Er kratzte hundertmal hinter den Ohren, ſchob ſeine rußige Mütze hundertmal hin und her — zuletzt aber nahm er ſie gar ab, faßte ſie zwiſchen die gefalteten Hände, und bethete inbrünſtig zu Gott, Er wolle den edlen Ritter retten, und das gute Fräulein einſtweilen tröſten. Er dachte an keinen Schlaf. Roſa aber war ſogleich eingeſchlafen, und ſchlief ruhig bis an den lichten Morgen, wiewohl bis Tagesanbruch furchtbare Sturmwinde durch die ſchwankenden Tannen brauſten und der ganze Wald mehrmals von heftigen Platzregen rauſchte.

Sechstes Kapitel

Rosa in der Köhlerwohnung.

Als der Morgen angebrochen war, legte sich der Wind. Die Wolken hatten sich zerstreut. Alles war stille, und die Gipfel der Tannen umher glühten im reinsten Morgengolde. Der Kohlenbrenner horchte von Zeit zu Zeit, ob sich das Fräulein noch nicht rege. Er meynte einige Male, sie sey erwacht, und freute sich alle Mal wieder, wenn es nicht so war. „Mein Gott, sagte er, wie gönne ich ihr diese Ruhe! O der Schlaf ist eine große Wohlthat Gottes! Er macht uns die Leiden vergessen; er nimmt uns die Last, die wir zu tragen haben, eine Zeit ab, und giebt uns neue Kraft, sie wieder aufzunehmen. Lieber Gott, fuhr er gerührt fort und nahm die Mütze ab, sey gelobt für diese deine stille Wohlthat — den Schlaf. So, denke ich, ists wohl auch mit seinem Bruder, dem längern Schlafe unter der grünen Bettdecke von Rasen. Ja, dieser ist wohl noch eine größere Wohlthat. Er macht uns der Leiden auf immer los, und ihm folgt, wenn wir unser Tagwerk gut vollbracht haben, das fröhlichste Erwachen.“

Ueber eine Weile kam Agnes, des Kohlenbrenners

Tochter, ein ſehr freundliches, gutherziges Mädchen, auf der Kohlenſtätte an. Sie trug einen Korb an dem Arme, in dem ſich zugleich Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen für ihren Vater befand. Sie ſah es dem Vater ſogleich an, daß es mit den Augen nicht richtig ſtand, und daß er einen ſchweren Stein auf dem Herzen habe. Sie fragte, was ihm fehle. Er winkte ihr, ſtille zu ſeyn, damit ſie das Fräulein nicht wecke, führte ſie auf den Raſenſitz unter den Tannen, und erzählte ihr Edelberts Geſchichte ausführlich — und das gute Mädchen weinte, daß eine Thräne die andere ſchlug.

Roſa war indeſſen erwacht. Die Morgenſonne hatte ihr durch eine kleine Oeffnung der Hütte, die der Kohlenbrenner gelaſſen hatte, damit er nach dem Kohlenhaufen ſehen könne, gerade in ihr holdes Angeſicht geſchienen, und ſie geweckt. Nachdem ſie ſich beſonnen hatte, wo ſie war, weinte ſie aufs neue. Mit Thränen auf den lieblichen Wangen kam ſie aus der Hütte hervor. Der Köhler und ſeine Tochter ſtanden von dem Raſenſitze auf und eilten auf ſie zu.

„O nicht doch, liebſtes Fräulein! ſagte der Köhler. Begrüßt den ſchönen Morgen nicht ſogleich mit Thränen. Seht, wie der Himmel nach der vergangenen ſtürmiſchen Regennacht ſo ſchön und hell iſt, wie klar die Tropfen an den jungen Tannenäſten und den Wachholdergeſträuchen blitzen und wie warm und lieblich die Sonne ſcheint! So wird auch der Sturm,

„Ach, Agnes, sagte sie, wo führst du mich hin? Mir ist bange, ob wir noch einen Ausweg finden oder in was für eine schauerliche Wildniß wir jetzt kommen werden.“ Sie hatte dieß kaum gesagt, so thaten sich die Felsen seitwärts auf und ein kleines Thal, das einem blühenden Garten glich, lag in vollem Glanze der Sonne vor ihr.

„O, wie schön! rief Rosa; mir ist es, als käme ich aus der Wüste ins gelobte Land.“ Es ward ihr sehr leicht um das Herz; es regte sich in ihr die frohe Hoffnung, Gott werde auf ähnliche Art auch ihrem traurigen Schicksal einen freudigen Ausgang geben, und sie auf rauhen Wegen zum Glücke führen.

Oben im Thale, das sich sanft gegen sie herab senkte, stand das Köhlerhaus mit flachen, weit vorstehendem Dache. Das Haus war ganz von Holz erbaut, und die gelbbraune Holzfarbe gab ihm kein unangenehmes Ansehen. Dunkelgrüne Tannen erhoben sich hinter dem Hause; junge, weiß und roth blühende Obstbäume umgaben es. Ein Bächlein, hell wie Kristall, rauschte daran vorbey. Das ganze Thal prangte mit frischem Grün und lieblichen Blumen von allen Farben. Die hohen Felsen und Bäume, die das Thal rings einschlossen, wehrten den rauhen Winden, daß sich der Frühling hier immer früher einstellte. Unten im Thalgrunde graseten ein Paar Kühe; seitwärts an den buschigen Felsen kletterten Ziegen. Ein kleines wohlgebautes Gärtchen, mit

einem gegitterten Zaune aus Tannenäſten, grünte und blühte nächſt dem Hauſe. Ein Bienenſtand mit ſtrohgeflochtenen Bienenkörben befand ſich in der Ecke des Gärtchens; die Bienen ſummten fröhlich umher und trugen emſig ein. Einige Hühner ſcharrten neben der Hausthüre im Sande. Roſa trat in das Wohnſtübchen und ſetzte ſich ermüdet auf die hölzerne Bank. Das Stübchen war äußerſt reinlich und durch die kleinen hellen Fenſter hatte man eine prächtige Ausſicht in das Felſenthal.

Es war bereits Mittag. Die Köhlerin war in der Küche beſchäftigt. Da ſie aber ihre Tochter mit jemanden reden hörte, kam ſie jetzt ſchnell zur Thüre herein. Sie begrüßte das Fräulein mit unbeſchreiblichem Jubel. Sie glaubte, Roſa ſey nur auf einen freundlichen Beſuch gekommen. Als ſie aber vernahm, wie die Sache ſtand, brach ſie in lautes Weinen aus. Doch faßte ſie ſich wieder, und tröſtete Roſa auf das liebreichſte. „Liebſtes, beſtes Fräulein, ſagte ſie, ſeyd uns in unſerm kleinen Thale, in unſerer armen Hütte von ganzem Herzen willkommen. Seht, dieſes Häuschen, das Euer Vater uns bauen ließ, hat er ohne es zu wiſſen, für Euch bauen laſſen. Euch ſoll es nun ganz gehören. Seyd hier in Eurem Eigenthume nur recht zu Hauſe, bis der liebe Gott Euch und Euren Vater wieder in Euer Schloß zurück führt, was Er gewiß bald thun wird. Wir alle wollen uns indeß beeifern, nur zu Eurem Dienſte zu leben.“

der über Euch und Euren Vater kam, wieder vorüber gehen. Nach Ungewitter kommt Sonnenſchein, nach Leid kommt Freud'. Vertraut nur auf den lieben Gott, von dem Sonnenſchein und Regen, Leid und Freud 'kommen."

Roſa und Agnes begrüßten ſich nun als Bekannte von ihrer Kindheit her auf das freundlichſte. Sie hatten ſich lange nicht mehr geſehen. Eine Jede wunderte ſich, wie groß die Andere indeß geworden ſey.

Agnes öffnete hierauf ihren Armkorb. Sie nahm eine irdene Flaſche heraus, goß ſüße Milch in ein reinliches, irdenes Schüſſelchen und ſtellte es auf das ländliche Tiſchchen. Dann langte ſie friſchen Butter und kräftiges Brod hervor, und lud das Fräulein zum Frühſtück ein. Roſa ſetzte ſich auf den Baumſtamm, brockte Brod in die Milch, aß ſie mit einem zierlich geſchnitzten hölzernen Löffel und verzehrte dann noch ein Stückchen Butterbrod.

Nachdem Roſa ſatt war und Gott und dem Köhler gedankt hatte, ſagte der treuherzige Mann: „Jetzt, mein liebſtes Fräulein, geht mit meiner Agnes in meine Wohnung und bleibt dort ſo lange, bis der liebe Gott hilft. Ich will indeſſen hier überlegen. ob ich mit Gottes Hülfe nicht auch etwas dabey thun könne. Gebt alſo mit Gott! Sobald der Kohlenhaufen da es erlaubt, komme ich nach. Seyd mir aber indeſſen nicht ſo traurig und weinet nicht ſo viel. Traurig-

keit hilft ja nichts, und Weinen macht die Sache nicht beſſer. Horcht, wie die kleinen Vögelein auf den Bäumen umher ihr Morgenliedchen ſo munter ſingen. Der liebe Gott ſorgt ſo liebreich für die Armen Thierchen; darum ſind ſie ſo fröhlich. Für Euch, liebſtes Fräulein, und Euren Vater ſorgt Er gewiß noch viel liebreicher. Darum ſeyd auch Ihr fröhlich und getroſt. — Du aber, Agnes, biethe auf den ſteilen Felſenwegen dem Fräulein ſorgſam die Hand, damit ſie nicht falle — und grüße mir die Mutter. So — jetzt geht miteinander und der liebe Gott geleite Euch!“

Roſa und Agnes machten ſich auf den Weg in die rauhe faſt unzugängliche Wildniß, von der die Köhlerwohnung umgeben war. Zuerſt mußten ſie wohl eine Stunde ohne einen eigentlichen Weg zu haben, durch einen hohen, dunkeln Tannenwald gehen. Hierauf kammen ſie an ungeheure, mit Moos und Gebüſch bewachſene Felſen, zwiſchen denen ſich ein enger Steig aufwärts ſchlang. Sie mußten lange Zeit ſteigen. Nun führte ſie der ſchmale Fußweg längs einer hohen Felſenwand hin und an Abgründen vorbey, in denen ſie die Gipfel der höchſten Tannen tief unter ſich erblickten. Endlich ging es durch eine fürchterliche Felſenſchlucht wieder ſehr ſteil abwärts. Roſa ſchaute nicht ohne Aengſtlichkeit zu den himmelhohen, buſchigen Felſen empor, die drohend über ihrem Haupte hingen und von dem hellen klaren Himmel kaum mehr eine Spanne breit erblicken ließen.

Rosa sagte gerührt: „O mein Gott, wie wohl thut es einen, wenn man im Unglücke gute Menschen antrifft! Wie danke ich Euch für Eure Liebe! Wie gut ists, daß mein Vater immer gut gegen Euch war!“

Die gute Köhlerin hatte aber nun auf einmal einen andern Jammer, der wenigstens für sie nicht klein war, und sie Rosa's großen Jammer für jetzt vergessen machte. „Ach, sagte sie, ich habe einen so lieben und werthen, einen so vornehmen Besuch, und weiß nicht was ich dem Fräulein auftischen soll. Wir haben heute nichts als ein Habermuß; das ist so dicht und fest, daß man drauf tanzen könnte. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Wenn es nur nicht schon Mittagszeit wäre! Doch — Agnes, vertreib du dem Fräulein einstweilen die Zeit. Ich will in die Küche, und sehen, was ich aus Mehl und Eyern, Milch und Butter noch zusammen bringen kann.“ Rosa suchte vergebens, sie zu beruhigen. Die bekümmerte Hausmutter ging indeß in die Küche — und brachte etwa in einer halben Stunde ein Paar ländliche Gerichte, die wirklich sehr gut bereitet waren. Sie fing aber aufs neue an sich zu entschuldigen. „Bier und Wein haben wir auch nicht sagte sie seufzend; einem gnädigen Fräulein bey Tische nichts als Wasser aufzusetzen — das hat doch gar keine Art. Es ist zum Verzweifeln. Heute ist e

das erſte Mal in meinem Leben, daß mir unſere Armuth ſchwer fällt!“

„O meine liebe Gertraud, ſagte Roſa, Ihr wißt nicht, wie reich und glücklich Ihr in Eurer Armuth ſeyd. Von Eurer Koſt, bey der Ihr alle geſund und ſtark ſeyd, und die auch mir ſehr wohl ſchmeckt, will ich jetzt gar nicht reden. Ihr habt aber etwas Beſſeres, als ſeltene Speiſen und koſtbare Getränke — ein ſtilles, ruhiges Leben. O wie thut dieſe Stille und Ruhe in Eurem friedlichen Thale meinem Herzen ſo wohl! Wie unruhig war es dagegen auf unſerer Burg! Wie mußte mein Vater, bey alle ſeinen Schmerzen, ſich immer mit allerley Welthändeln plagen; wie oft wurde er von Menſchen, die Streit hatten, überlaufen; wie oft von traurigen Kriegsnachrichten betrübt, und wie ſchrecklich war erſt der letzte feindliche Ueberfall! O ſeyd froh und danket Gott für dieſen freundlichen Aufenthalt, in dem ihr anſtatt des Weltgetümmels und der kriegeriſchen Trompeten nichts hört, als den Geſang der Waldvögel und den Hahnenruf, die Schellen Eurer Kühe und die Glöcklein der Ziegen. Ich wollte gern mein Lebenlang hier bleiben, wenn nur auch mein Vater hier wäre! Und er iſt gewiß auch ſo geſinnt, wie ich.“

Siebentes Kapitel.

Roſa als Köhlermädchen.

Der ehrliche Köhler Burkhard hatte mehrere Tage nichts von ſich ſehen und hören laſſen. Er hatte ſeiner Tochter, als ſie ihm wieder das Eſſen in den Wald brachte, blos geſagt, er werde jetzt ſeine Kohlen in die Stadt liefern, ſie dürfe ihm nichts mehr zu eſſen bringen; er hoffe bald ſelbſt nach Hauſe zu kommen. Alle waren bereits ſehr beſorgt um ihn. Da trat er eines Abends plötzlich in die Stube. Er hatte einen ſchweren Rehbock auf den Schultern, und in der Hand trug er Pfeil und Bogen. Er legte ſeine Laſt auf den Boden, und grüßte das Fräulein und ſeine Leute, die alle ſehr erfreut waren, auf das herzlichſte. „Haſt du deine Kohlen gut verkauft, lieber Burkhard?“ ſagte die Köhlerin. „Ey was Kohlen! rief Burkhard. Die wären jetzt mein geringſter Kummer; wenn mir nur meine goldene Hoffnungen nicht zu Kohlen geworden wären! Ich habe indeſſen allerley Gänge gemacht, von denen ich euch zuvor nichts ſagen wollte. Ich war bey Rittern, denen einſt der Vater unſers lieben Fräuleins aus großer Noth ge-

holfen hatte. Ich forderte ſie auf, Kunerichs Burg zu ſtürmen und unſern guten Herren mit bewaffneter Hand zu befreyen, oder wenigſtens den Kunerich auf der Jagd zu überfallen, ihn zu fangen, und in den tiefſten Thurm einzuſperren, bis er Edelbert los laſſe und ihm alles geraubte Gut zurückgebe. Allein all mein Zureden war vergebens. Sie ſagten, Kunerich ſey zu mächtig, das Unternehmen ſey zu gefährlich, es könnte übel ablaufen; man müſſe zuſehen, bis Edelberts übrige Freunde aus dem Kriege heimkämen; dann ließe ſich vielleicht ein Verſuch machen. Nach Euch, mein Fräulein, erkundigten ſich die matten Seelen nicht einmal. Ich hätte über dieſen Undank blutige Zähren weinen mögen. Ich mochte ihnen gar nichts mehr davon ſagen, daß Ihr, liebes Fräulein, Euch bey mir befindet; ich mochte auch keinen fragen, ob er Euch wohl in ſeine Burg aufnähme. Ihr thut beſſer, bey uns zu bleiben; doch könnet Ihr die Sache noch bedenken."

„Da iſt nichts zu bedenken, ſagte Roſa. Ich bleibe hundertmal lieber bey Euch — wenn ihr ſo gut ſeyn wollet, mich zu behalten."

„Behalten! rief der Köhler mit Thränen in den Augen. Meynet Ihr, wir haben es vergeſſen, wie Euer edelherziger Vater mich aus der Hand des grauſamen Kunerichs rettete: Wie er mich mit Weib und Kind ſo freundlich in ſeine Burg aufnahm! Haus und Hof und alles, was wir haben, haben wir von ihm.

Wir wären die undankbarſten Menſchen von der Welt, wenn wir ſolcher Wohlthaten vergeſſen könnten. Nein, nein, ſo undankbar ſind wir nicht. Bleibt daher bey uns, beſtes Fräulein! Ich will Vaterſtelle an Euch vertreten. Meine Gertraud und meine Agnes werden Euch auf den Händen tragen. Wir alle werden alles aufbiethen, Euch dieſen einſamen Aufenthalt erträglich zu machen. Glaubt es: Wir finden die gröſte Glückſeligkeit darin, einem ſo guten Fräulein, der Tochter unſers Wohlthäters und Herrn, Gutes zu erweiſen.“

Er nahm nun den Rehbock, der noch zu ſeinen Füßen lag, wieder auf und ſagte: „Ihr habt mehrere Tage mit Faſtenſpeiſen vorlieb nehmen müßen, mein gutes Fräulein; die friſche Rehleber ſoll Euch nun ein treffliches Abendeſſen geben. Ich will ſie ſelbſt zurichten; ich habe das oft gethan, wenn ich mit Eurem Vater auf der Jagd war.“ Und nachdem er dieſes geſagt hatte, trug er das Wildbret in die Küche.

Am folgenden Morgen veränderte er Vieles in ſeinem Hauſe, um Roſa anſtändiger zu beherbergen. Er trat ihr die beſte Kammer des Hauſes ab, die er ſo gut einrichtete, als er nur konnte. „So, mein Fräulein, ſagte er, als er mit der Arbeit fertig war, jetzt habt Ihr doch einmal Dach und Fach. An Nahrung ſoll es Euch auch nicht fehlen. Alles Wild in dem großen, weiten Wald' umher gehört ja Euren Vater; ich will Euch Rehe und Haſen, wilde Ente

und Schnepfen, im Ueberfluſſe einliefern; ja, wenn Ihr wollt, ganze Hirſche und Wildſchweine.“ Er führte Roſa im Thale umher, und ſein Weib und Agnes gingen auch mit. Er zeigte ihr ſeine Aecker und Wieſen, indem er beſtändig die Großmuth ihres wohlthätigen Vaters rühmte. Er führte ſie in ſein Gärtchen, und da Roſa Freude an den Bienen zeigte, ſo ſchenkte er ihr ſogleich ſeinen ſchönſten Bienenſtock und brach, da die Bienen gut durch den Winter gekommen waren, ſogleich für das Fräulein ein Paar Wachskuchen aus, in deren ſechseckigen Zellen der Honig wie durchſichtiges Gold glänzte. Nie kam er von der Kohlenſtätte zurück, ohne ihr irgend etwas mitzubringen — bald ein Gefäß aus Tannenrinde voll duftender Beeren, bald ein Körbchen voll großer Krebſe, bald ein Gericht eßbarer Waldſchwämme. Er fing ihr ein Paar Turteltäubchen, für die er ſelbſt den Käfig mit vieler Mühe verfertigte. Einmal kam er mit einem niedlichen jungen Rehe aus dem Walde zurück, das ihm wie ein Hündchen nachlief; er hatte es für Roſa zahm gemacht, an die es ſich auch bald gewöhnte. Wenn er ein Paar Tage zu Hauſe blieb, ſo wußte er ſie ſehr gut zu unterhalten; er erzählte ihr von den edlen, ritterlichen Thaten ihres Vaters und von der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit ihrer ſeligen Mutter ſehr vieles aus früheren Zeiten, was Roſa noch nicht wußte; welche Erzählungen für ſie immer ſo lehrreich als angenehm waren.

Die gute Köhlerin gab an Gefälligkeit ihrem Manne nichts nach. Da sie mit Schmerzen gehört hatte, daß Rosa um all ihr weißes Zeug gekommen sey, so war sie mit hausmütterlicher Sorgfalt darauf bedacht, sie recht bald wieder damit zu versehen. Sie nahm Leinwand aus dem Kasten, und schnitt davon zu einigen Hemden für Rosa ab; sie gab ihr Strickgarn zu Strümpfen und bedauerte nur, daß diese Waare für das Fräulein nicht fein genug sey. Die fleißige Hausmutter hatte den Winter über Garn zu einem Stückchen sehr feinen Leinentuch gesponnen; sobald es vom Weber kam, schenkte sie es dem Fräulein, und das Tuch wurde nun sogleich auf dem grünen Rasen nächst dem Bächlein zum Bleichen ausgespannt. Diese Geschenke waren der guten Rosa, weil sie dieselben so nöthig hatte, und weil sie ihr zugleich eine nützliche Beschäftigung gaben, doppelt lieb und werth.

Auch Agnes war dem Fräulein eine sehr liebreiche und angenehme Gesellschafterin. Sie arbeiteten und ergötzten sich zusammen. Fräulein Rosa unterrichtete sie im Nähen und Stricken. Sie begossen mit einander das Tuch auf der kleinen Bleiche sehr fleißig. Sie besorgten mit einander das Gärtchen am Hause, an dem Rosa sehr viel Vergnügen hatte, obwohl man fast nichts darin sah, als die nöthigsten Gemüse, Kohl und Salat, Lauch und Zwiebel, Rettich und Rüben, Gartenerbsen und Bohnen, und

dann noch zur Zierde einige goldgelbe Ringelblumen, feuerfarbene Kapuzinerkresse, blaue Winden, und hie und da einen purpurrothen Mohn. Sie giengen in dem blühenden Thale und in dem prächtigen Walde zusammen spazieren, beobachteten die schnellen Fischchen in dem klaren Wasser, und warfen ihnen von dem geländerten Stege Brosamen hinab; sie horchten auf den Gesang der mancherley Vögel, die Agnes alle zu nennen wußte; sie pflückten Beeren und sammelten mancherley Kräuter, an denen Rosa eine besondere Freude hatte.

Allein nie wurde das Fräulein ganz heiter; immer lag ihr das Schicksal ihres Vaters im Sinne. Oft wußte man nicht, wo sie war — und nach langem Suchen fand man sie im tiefen Dunkel des Waldes oder in einer Felsenhöhle, wo sie mit Thränen für ihren Vater bethete. Es wurde je länger je ärger. Sie wurde nur heiter, wenn sie und die guten Köhlerleute Entwürfe zusammen machten, wie dem theuern Gefangenen sein Elend erleichtert oder wie er gar befreyt werden könnte.

Eines Sonntags saßen alle vier bey dem Mittagessen, und die Befreyung des guten Ritters aus dem Gefängnisse war, wie gewöhnlich, fast das einzige Tischgespräch. Die kleine Mahlzeit war bald vorbey und es stand nur noch ein irdenes Näpfchen voll goldgelber Schwämme; köstlich mit frischem Butter und würzhaftem Kümmel zugerichtet, auf dem Tische.

Der Köhler, der die eßbaren und giftigen Schwämme sehr gut zu unterscheiden wußte, hatte sie mit vieler Sorgfalt für Rosa gesammelt, weil Rosa sie so gerne aß. „Eßt doch, eßt! sagte er; wir machen uns nicht viel aus dem Zeuge. Aber die vornehmen Leute glauben Wunder, was sie daran haben. Ich brachte ehemals viele in Euer Schloß, besonders von denen, die man Morcheln oder Morauchen nennt, und die nirgends so gut, als auf den Kohlenstätten gerathen. Ein anderer Köhler in des von Fichtenburgs Waldungen schickte durch seine Kinder auch immer sehr viele nach Fichtenburg. Ein Mädchen von ihm kam sogar zum Thorwärter in den Dienst. Allein die Thorwärterin, die ein wahrer Drache seyn soll, jagte vor einigen Tagen das Mädchen davon, und da hat denn mein rußiger Herr Kollega, der auch ein ziemlicher Brausekopf ist, geschworen, keine Schwämme mehr hinzuschicken, und sollten die Leute auf den Köpfen heraus kommen, und ihn darum bitten.“

Jetzt sprang Rosa plötzlich vom Tische auf und rief freudig: „Ich habs; so kanns gehen! — Ich kleide mich als Köhlermädchen, trage Schwämme in die Burg, suche der Thorwärterin Gunst zu gewinnen, komme zu ihr in Dienst und — bringe dann schon so weit, daß ich meinen Vater sehe, ihm manches Gute thun, und ihn vielleicht gar befreyen kann“ „O Gott, sprach sie, und blickte

gefalteten Händen zum Himmel, gieb Du deinen Segen zu diesem Einfall!“

Der Köhler schüttelte den Kopf, sagte „Hum, Hum!“ und machte Einwendungen. Rosa widerlegte alle; er mußte nachgeben. Sie eilte zur Thüre hinaus, und kam in einigen Minuten als Köhlermädchen gekleidet wieder herein. Sie hatte ihr langes himmelblaues Kleid mit einem Anzuge der Agnes verwechselt, der sehr nett und reinlich war. Das rothe Mieder, die schwarze Jacke, der grüne Rock nebst blendend weißen Koller und Schurze waren ihr wie angemessen, und auch der ländliche Strohhut stand ihr sehr gut. Die Köhlerin und Agnes hatten ihre Herzenslust daran, das Fräulein ihnen ähnlich gekleidet zu sehen, klatschen vor Freude in die Hände, und waren nun viel zutraulicher gegen sie, als vorhin. „Die Kleider stehen Euch unvergleichlich, sagte die Köhlerin; allein Euer liebliches Gesichtlein, das wie Milch und Blut aussieht, und Eure zarten weißen Hände passen nicht dazu. Man wird bald errathen, wer Ihr seyd!“ Burkhard wußte ein unschädliches Mittel, ihrem Angesichte und ihren Händen eine braune Farbe zu geben, die sich leicht wieder abwaschen ließ. Er machte sogleich den Versuch damit, und die Köhlerin und Agnes riefen: „Jetzt gehts gewiß; nun kennt Euch kein Mensch!“

Rosa wollte sogleich am folgenden Tag den Gang nach Fichtenburg wagen. Sie fürchtete, ein

anderes Mädchen möchte ihr zuvor kommen. „So wagt es denn in Gottes Namen, ſagte der Köhler. Noch dieſen Abend will ich Euch die ſchönſten goldgelben und ſilbergrauen Schwämme ſammeln; und einige Schnüre getrockneter Morcheln werden noch oben in der Kammer hängen. Agnes ſoll Euch begleiten bis zum Ausgange des Waldes an einen kleinen Hügel, auf den drey ſteinerne Kreuze ſtehen, wo man Fichtenburg ſehen und den Weg nicht mehr verfehlen kann. Dort, bey den drey Kreuzen am Walde, ſoll ſie auf Euch warten, bis Ihr wieder zurückkommt.“

Am folgenden Morgen war Roſa ſchon ſehr frühe reiſefertig. Sie nahm den Korb mit Schwämmen an den Arm; Agnes trug einen andern, in dem einige Lebensmittel waren. Der Köhler und die Köhlerin ſegneten Roſa an der Thüre herzlich und gaben ihr noch viele Klugheitslehren. Mit Thränen in den Augen ſahen ſie ihr nach. „Das gute Kind! ſagte der Köhler. Es muß ihr gelingen; ſonſt bliebe die Verheißung, die bey dem vierten Gebothe ſteht, nicht in ihrer Kraft.“

Achtes Kapitel.

Rosa sucht Dienste in einer feindlichen Burg.

Rosa hatte in der Tracht eines Köhlermädchens, von Agnes begleitet, glücklich das Ende des Waldes erreicht, der sie bisher von der ganzen übrigen Welt geschieden hatte. Ein Stich ging ihr ins Herz, als sie die Fichtenburg mit dem hohen Wartthurme von Weitem erblickte. „Ach Gott, sagte sie, vielleicht zu unterst in diesem Thurme liegt mein Vater! Was macht er wohl? Ist er gesund? Haben Jammer und Kerkerelend ihn noch nicht aufgezehrt? Lebt er noch? O daß es mir gelänge, zu ihm zu kommen! O Gott lenke Du meine Tritte und laß mich Gnade finden vor den Menschen, zu denen ich jetzt gehe!“

Rosa nahm Abschied von Agnes und setzte ihren Weg allein weiter fort. Als sie den hohen Berg erstiegen hatte und in das offene Burgthor trat, erblickte sie in dem Burghofe sogleich den Ritter Kunerich hoch zu Pferd, prächtig in Grün und Gold gekleidet, und mit einem wankenden Busche weißer und schwarzer Straußenfedern auf dem Haupte. Er war

von mehreren Edelknechten und Jägern zu Pferde umgeben und wollte eben ausreiten auf die Jagd. Der guten Rosa brachen bey dem Anblicke des grausamen Feindes ihres Vaters beynahe die Knie. Sie mußte sich auf die steinerne Bank setzen, die nächst dem Thore war; sonst wäre sie umgesanken. Jetzt erklangen die Jagdhörner, und der Zug kam sehr nahe an ihr vorbey. Rosa stand auf. Allein der stolze Ritter blickte das arme zitternde Mädchen kaum an — und ritt mit seinen Leuten zum Thore hinaus.

Rosa setzte sich wieder auf die Bank. Es war ihr unbeschreiblich ängstlich und bange um das Herz. Sie dachte, es wäre das Beste, zu warten, bis man sie anredete. Ueber eine kleine Weile kamen ein Paar Kinder, blieben in einer kleinen Entfernung von ihr stehen, und schauten sie an. Rosa grüßte die Kinder freundlich, und fragte nach ihren Namen. Sie sagten die Namen, und wurden nun sogleich zutraulicher. Othmar, der Knabe, machte den Deckelkorb auf, der neben ihr auf der Bank stand, und guckte, was sie darin habe. Die kleine Bertha streckte das Händchen nach den blauen und rothen Kornblumen aus, die Rosa auf den Strohhut gesteckt hatte. Rosa gab dem Mädchen die Blumen und beschenkte beyde Kinder mit einigen süßen Frühbirnen, die sie aus dem Korbe nahm und die ihr die Köhlerin mit auf den Weg gegeben hatte. Alle drey redeten zusammen, als wären sie Geschwister.

Die Kinder gehörten dem Thorwärter. Er blickte eben heimlich aus einem Seitenfenſterlein der Thorſtube, das da angebracht war, um leicht zu ſehen, wer aus und ein gehe. Er ward gerührt, daß ein fremdes Mädchen mit ſeinen Kindern ſo freundlich rede. Die reine Ausſprache, die liebliche Stimme, der edle Anſtand des freundlichen Landmädchens in der netten, reinlichen Bauerntracht fielen ihm auf. „In meinem Leben, ſagte er, habe ich kein ſo ordentliches, wohlgezogenes Bauernmädchen geſehen.“

Er kam heraus und führte Roſa in die Stube. „Was haſt du denn da feil?“ ſagte er freundlich. Roſa öffnete den Korb und zeigte die Schwämme. Der Mann fragte, was ſie dafür verlange. „Was Ihr gern dafür geben wollet, ſagte Roſa. Denn ich denke, Ihr gebt einem armen Mädchen gewiß nicht zu wenig.“ „Das iſt gut geantwortet! ſagte der Mann. Warte hier; ich will die Schwämme ſelbſt in die Schloßküche tragen, und für dich handeln. Sie haben ſchon lange keine mehr zu ſehen gekriegt. Ich ſtehe dir gut, du ſollſt nicht zu wenig dafür bekommen.“ Er nahm den Korb und ging.

Bald darauf trat die Thorwärterin mit der Mittagsſuppe in die Stube. „Wie kommſt du da herein, du verwegener Nickel? ſagte ſie zu Roſa. Wer biſt du? Was willſt du? Was unterſtehſt du dich als fremd ſogleich unangemeldet in dieſe Stube zu gehen? Auf der Stelle pack dich hinaus, oder ich

werfe dir die Schüſſel an den Kopf und laſſe dich mit dem großen Hofhunde hinaus hetzen!“

Die Kinder bathen für Roſa und zeigten die Früchte und die Blumen, die ſie von ihr bekommen hatten. Eben kam auch der Thorwärter mit dem leeren Korbe und dem Gelde zurück.

„Nun, nun ſagte er, ſey nur nicht gar ſo hitzig. Das Mädchen iſt brav. Ich dachte ſchon, ob ſie wohl nicht bey dir dienen möchte, da wir doch wieder ein Dienſtmädchen brauchen. Aber wenn du gleich ſo oben hinaus biſt, ſo bleibt kein Menſch mehr bey dir! — Ich ſelbſt führte übrigens das gute Kind in die Stube.“

„Dann iſt es etwas Anders, ſagte die Thorwärterin; dann mag ſie bleiben. Du mußt mirs aber nicht übel nehmen, Mädchen, daß ich in Eifer kam; für das haben wir das Brod, daß wir auf fremde Leute wohl Acht haben.“

„Ihr habt Recht, ſagte Roſa; daß ich herein geführt wurde, konntet Ihr ja nicht wiſſen. Auch war es gefehlt von mir, daß ich in einer fremden Stube allein blieb. In dieſer Hinſicht lobe ich Euren Eifer und bitte Euch um Verzeihung.“

Das gefiel der Thorwärterin. Wenn man ihr nur Recht ließ, ſo gab ſie ſich ſchon zufrieden. „Weil du dein Obſt mit meinen Kindern theilteſt, ſagte ſie, ſo ſollſt du an unſerm Mittagsmahl auch Theil haben. Komm, ſetzdich an den Tiſch und iß mit.“

Rosa aß mit. Die zwey Kinder gaben ihr aber so viel zu thun, daß sie kaum einen Löffel zum Munde bringen konnte. Doch redete sie mit der ihr ganz eigenen Leutseligkeit immer mit ihnen, beantwortete alle ihre Fragen, und war so freundlich gegen die Kleinen, daß es die Mutter entzückte.

Als Rosa den leeren Korb nahm und gehen wollte, schrien beyde Kinder: „Da bleiben, da bleiben!“

„Ja, mir wäre es auch lieb, wenn du bleiben könntest! sagte die Mutter. Möchtest du nicht zu mir in den Dienst?“

„O von Herzen gern, sagte Rosa und ich würde Euch gewiß treu und redlich dienen.“

„Nun wohl, sagte die Thorwärterin, so gehe erst nach Hause und rede zuvor noch mit deinen Leuten, und wenn es diesen auch recht ist, so kannst du den kommenden Samstag deinen Dienst dahier antreten.“

Die Thorwärterin sagte noch, was sie ihr Lohn geben wolle, und that ihr weißes Brod und geräuchertes Fleisch in ihren Korb. „Bringe das deinen Leuten zum Gruß, sprach sie, und komme gut nach Hause.“

Rosa dankte für die Gabe und eilte nun freudig dem Walde zu. Agnes saß nicht weit von den drey Kreuzen unter einer Haselstaude und strickte. Sie

ſprang, ſobald ſie das Fräulein von Weitem kommen ſah, augenblicklich auf, lief ihr entgegen und ſagte: „Nun Gottlob, mein liebſtes Fräulein, daß Ihr wieder da ſeyd. Ihr werdet müde und hungrig ſeyn. Kommt, ſetzt Euch dort unter den Haſelſtrauch, wo mein Korb ſteht, ins Grüne, und labt Euch mit Milch und Butterbrod — und erzählt mir, wie alles gegangen ſey.“

Roſa ging mit ihr. „O du gute Agnes, ſagte ſie; du haſt ja mit dem Eſſen gewartet, bis ich kam. Du haſt indeſſen nichts angerührt. Iß doch jetzt! Ich habe ſchon zu eſſen bekommen. Einige Augenblicke will ich mich indeſſen doch zu dir ſetzen. Laß uns aber eilen; wir dürfen uns nicht in die Gefahren der Nacht wagen. Erzählen kann ich dir ja im Gehen — und etwa unterwegs auch noch ein Stückchen Butterbrod verzehren.“ Agnes ſagte: „Je, das kann ich ja auch!“ Sie machten ſich unverzüglich auf den Weg.

Tief im Walde, als die Sonne bereits unterging, kamen ihnen der treue Köhler und ſein Weib, die um Roſa und Agnes beſorgt waren, entgegen. Die guten Leute freuten ſich, daß alles ſo gut abgelaufen ſey; nur ſchmerzte es ſie, daß ſie nun ihr liebes Fräulein verlieren ſollten. Sie legten den übrigen Weg unter vertraulichen Geſprächen glücklich zurück. Als

ſie in das kleine Thal kamen, war eben der Vollmond ſafrangelb in Oſten aufgegangen und beleuchtete die friedliche Köhlerwohnung. Roſa begab ſich, ſehr ermüdet, aber auch ſehr vergnügt, auf ihre Kammer und dankte, bevor ſie ſich niederlegte, Gott auf den Knien, daß Er den Anfang ihres Unternehmens geſegnet, und flehte zu Ihm, daß Er es auch zu einem glücklichen Ende führen wolle.

Neuntes Kapitel.

Rosa als Dienstmädchen.

Der nächste Samstag, an dem Rosa abreisen sollte, war für alle im Hause ein sehr trauriger Tag. Es kam Rosa unaussprechlich hart an, diese guten Leute, die es so redlich mit ihr meynten, und das freundliche Thal, in dem sie so ruhig lebte, zu verlassen — und hinzugehen in die Burg eines Feindes, an den sie nicht ohne Schrecken denken konnte. Auch wußte sie wohl, daß sie sich jetzt in einen Dienst begebe, in dem keine geringe Leiden auf sie warteten. Allein im Vertrauen auf Gott und aus Liebe zu ihrem Vater trat sie diesen harten Weg muthig an. Der ehrliche Burkhard und sein gutes Weib gingen bis zu Ende des Waldes mit ihr — und nahmen dann unter tausend heißen Thränen und frommen Segenswünschen Abschied von ihr. Agnes aber, die ihr das kleine Wanderbündelein trug, begleitete sie bis in die Thorstube zu Fichtenburg.

Die Thorwärterin nahm beyde sehr freundlich auf. „Das ist brav, daß du Wort hältst, sagte sie zu Rosa. Setzt euch nun beyde; ich will euch beyde

gut bewirthen.“ Rosa öffnete den Korb, den sie am Arm hatte, und überreichte, als einen kleinen Gegengruß von ihren Leuten, der Thorwärterin einige Reisten sehr feinen Flachs. Da ward sie noch freundlicher. „Du und deine Leute wissen zu leben, sagte sie; es wird gut gehen.“ Für die Kinder hatte Rosa Birnen und Pflaumen und eine Menge Haselnüsse und getrockneter Dornschlehen mitgebracht, worüber die Kinder eine ungemeine Freude hatten. Alle waren sehr vergnügt.

Nach dem Essen nahm Agnes, bitterlich weinend, Abschied von Rosa. „Nun, nun, sagte die Thorwärterin; weine nicht so! Du kannst uns ja öfter besuchen. Es wird mir allemal lieb seyn. Und wenn du allemal Morcheln mitbringen willst, so wird es mir noch lieber seyn, und dir wird dann noch obendrein der Gang bezahlt.“ Agnes versprach recht oft zu kommen, und ging schluchzend zur Thüre hinaus. Der guten Rosa aber, die sich jetzt, von allen ihren guten Freunden getrennt, in den Mauern einer feindlichen Burg sah, war es nicht anders als wäre sie nun ganz allein auf der Welt.

Nachdem Agnes fort war, setzte sich die Thorwärterin in den großen Lehnsessel, der neben dem Ofen stand, nahm eine etwas höhere Miene an, und sagte, indem sie mit dem Finger auf den Boden zeigte: „Du, Rosa! Steh einmal daher, hieher

auf dieſes Plätzchen. Ich habe ein Paar Wörtlein mit dir zu ſprechen. Merke alſo wohl auf.“

„Ich weiß wohl, man ſagt mir nach, es ſey mit mir gar nicht auszukommen; ich ſey zu hitzig und aufbrauſend; ich habe in einer Zeit von fünf Jahren bey zwanzig Mägde gehabt. Das ſagt man weit umher im ganzen Lande. Davon ſagt man aber nichts, was alle dieſe Mägde für Fehler hatten. Ich muß dir dieſe Muſter doch ein wenig beſchreiben.“

Sie fing nun an, mit ſehr geläufiger Zunge und vieler Hitze ihre bisherigen Mägde abzuſchildern.

„Die Erſte, ſagte ſie die Brigitt — doch ich will die Namen der Mägde nicht nennen, um ſie nicht in üblen Ruf zu bringen; ich will dir nur ihre Fehler zur Warnung vor Augen ſtellen — die Brigitt alſo, über die ich mich faſt am meiſten erzürnte, war höchſt ſtolz und hochmüthig, wollte alles beſſer wiſſen, und niemals Unrecht haben. Einmal hatte ſie mir einen Eyerkuchen ſo vollkommen zu Kohlen verbrannt, als hätte ſie dieſe Kunſt von einem Kohlenbrenner gelernt. Und da war ſie noch ſo unverſchämt und behauptete mir unter das Geſicht, der Kuchen ſehe ſchön gelb aus wie Gold und keiner auf der ganzen Welt könne beſſer ſchmecken. Da überlief mir die Galle und ich wies ihr die Thüre.“

„Die Andere war ungenügſam, mit nichts zufrieden, immer mürriſch und verdrießlich. Sie machte beſtändig ein Geſicht, als kaute ſie Wermuth.

Immer wußte ſie etwas an der Koſt zu tadeln. Mehr als zehnmal warf ſie mir die viele Arbeit und den wenigen Lohn vor. Da bekam ichs endlich genug, und ſagte: Nun Urſchel, ſo ſuche dir denn einen Dienſt wo du mehr Lohn und weniger Arbeit haſt.“

„Die Dritte war die Faulheit ſelbſt. Ich glaubte es nicht zu erleben, bis ſie mit einer Arbeit fertig war. Bis ſie einen Topf geſpült hatte, hätte Moos daran wachſen können. Sie war zu faul, ſich zu bücken. Wenn ſie die Stube gekehrt hatte, ließ ſie den Beſen vor der Thüre liegen, und flieg zehnmal darüber hinüber, bis ich ihn endlich in die Ecke ſtellte. Alle Morgen mußte ich ſie wecken und wohl zehnmal rufen: Steh doch einmal auf, du faule Käther! Es wäre faſt nothwendig geweſen, der Engel mit der Poſaune wäre gekommen, ſie zu erwecken Ich glaube, wenn ich ſie einmal hätte liegen laſſen, ſie ſchliefe noch. Wen wäre nun mit einer ſo trägen Magd gedient geweſen? Ich ſagte, ſie ſollte gehen, oder wenn ſie zu faul dazu wäre, ſo wolle ich ſie auf dem Schubkarren fortführen laſſen.“

„Die Vierte war naſchhaft. Rahm und Butter, Fleiſch und Speck waren ſo wenig vor ihr ſicher, als vor einer Katze. Einmal im Frühlinge, an einem Sonntage Nachmittags, wollte ich meinem Manne, der über Feld war, entgegen gehen bis auf das nächſte Dorf. Unterwegs ſchaute ich mich um, und

ſah aus meinem Kamine Rauch aufſteigen. Ich kehrte auf der Stelle um — und als ich in die Küche trat, was erblickt ich da? Da ſaß meine ſaubere Margreth auf dem Heerde und hatte eine große Schüſſel voll Apfelküchlein vor ſich ſtehen. Alle Welt, wie ich da auffuhr! Sie mußte ſich über Hals und Kopf aus dem Hauſe packen. Wer hätte ein ſo treuloſes Thier auch nur noch einmal über Nacht behalten mögen?“

„Die Fünfte war unreinlich in ihrem Anzuge. Zwar an den Sonn- und Feſttagen ſtieg ſie geputzt einher, wie ein Pfau. Aber an den Werktagen ſah ſie aus, als wäre ſie ganz aus Schmutz und Lumpen zuſammen geſetzt. Wenn man ſie ausgeſtopft und auf den Acker hinaus geſtellt hätte, ſo hätte ſie nicht nur die Vögel verſcheucht; ſogar die wilden Schweine wären vor ihr davon gelaufen. Dieſe ſchaffte mir der Ritter weg; er ſagte, es ſey unanſtändig, daß einem ſogleich bey dem Eintritte in das Schloß eine ſolche Vogelſcheuhe in das Auge falle.“

„Die Sechste war höchſt vergeßlich und unachtſam und ſah nicht im Geringſten auf meinen Nutzen. Sie dachte an gar nichts und ich mußte es ihr alle Tage aufs neue ſagen, was ſie jede Stunde zu thun habe. Sie zerbrach mir mehr Schüſſeln und Häfen, als Tage im Jahre ſind. Die zinnerne Löffel ſchüttete ſie mit dem Spülwaſſer aus; ich fand einmal einen im Schweinſtalle und das Schwein

hatte ihn zerbissen. Bald darauf zerbrach sie ein Glas. Ich hörte es klingeln und lief in die Küche. Sie hatte aber die Scherben schon versteckt und läugnete die That. Ich suchte lange vergebens. Mir war sie aber nicht zu listig. Sie hatte die Scherben in das Spülwasser geworfen, aus dem ich sie heraus fischte und mich im Eifer noch dazu in die Finger schnitt. Darüber wurde ich noch zorniger. So, sagte ich, die Glasscherben hätte wieder mein Schwein verschluken sollen. Aber ehe ich mein Schwein darauf gehen lasse — gehst mir lieber du. Sie mußte fort."

„Die Siebente war vorwitziger und schwatzhafter als eine Dohle. Immer horchte sie heimlich an den Thüren. Alles, was im Hause vorging, plauderte sie aus und stiftete dadurch vielen Zank und Hader an. Wenn man wollte, daß etwas recht bald allgemein bekannt werde, durfte man es nur ihr anvertrauen, so konnte man sich das Trinkgeld für das Ausschellen ersparen. Sie war eine entsetzliche Plaudertasche, die alles übertrieb und an kein Ende kommen konnte. Doch — horch! — eben hat man mir geschellt; jetzt muß ich abbrechen. Das ist mir recht leid, denn ich habe mich ohne das sehr kurz gefaßt. Ich könnte dir von jeder dieser Mägde drey Stunden lang erzählen. Wir wollen das Weitere auf morgen sparen. Da ists Sonntag; da haben wir recht Zeit dazu. Merk dir indessen diese Fehler

und hüthe dich davor, so wie vor allen andern, die ich dir noch in dem Spiegel meiner Mägde zeigen werde; so werden wir, wie ich hoffe, nicht übel miteinander auskommen."

Rosa sah wohl ein, daß die Thorwärterin selbst übertreibe und gar nicht Ursache habe, andern über die Schwazhaftigkeit Vorwürfe zu machen. Auch war Rosa der richtigen Meynung, daß man diese Mägde zuvor auch anhören müßte, ehe man über sie urtheilen könnte. Sie sagte indessen blos: „Wenn eine Magd nur den zehnten Theil von einem der genannten Fehler an sich hätte, so verdiente sie schon Tadel, und eine Hausfrau, die auf Fleiß, Reinlichkeit und gute Hausordnung hält, könnte allerdings nicht mit ihr zufrieden seyn. Ich werde mich bemühen, alle diese Fehler gänzlich zu meiden."

Wirklich war auch Rosa recht das Bild einer guten Dienstmagd. Sie diente nach der Lehre Jesu und seiner Apostel ihrer zeitlichen Herrschaft nicht blos unter den Augen, um sich bey den Menschen wohl daran zu machen, sondern mit einem redlichen Herzen und aus Furcht Gottes. Was sie immer that, das that sie von Herzen gern, als thäte sie es Gott, und nicht den Menschen. Sie war unermüdet fleißig; es war eine Lust anzusehen, wie flink und frisch sie die Arbeit angriff, und wie schnell und gut ihr alles von Statten ging. Nichts mußte man ihr zweymal befehlen; sie verrichtete die Arbeiten, die täglich vor-

kamen, zu rechter Zeit und wartete nicht, bis man sie daran mahnte. Sie sah selbst ein, was zu thun sey; ja manche Arbeit war schon gethan, ehe man daran gedacht hatte, sie ihr zu befehlen. Hausgeräthe und Geschirre stellte sie, wenn man sie nicht mehr brauchte, an ihren Ort. Die Stube hielt sie höchst reinlich, und sie ruhte nicht, bis in der Küche alle Geschirre glänzten und blinkten, daß jeden, der hinein kam, die Reinlichkeit gleichsam anlachte. Das Eigenthum ihrer Herrschaft nahm sie mehr in Acht, als das ihrige. Sie ging mit dem irdenen Geschirre so vorsichtig um, als wäre es das feinste Porzellan. Keine Nähnadel, die sie auf dem Boden erblickte, ließ sie liegen; sie hob sie auf, und steckte sie in das Nähkissen ihrer Hausfrau. Heimlich zu naschen wäre ihr ein Gräuel gewesen; ja sie hätte sich vor der Sünde gefürchtet, auch nur ein Trämchen Faden zu veruntreuen. Sie war sehr verschwiegen, und was im Hause geredet und gethan wurde, kam nie über ihre Lippen. Sie war sehr genügsam und zufrieden, und deßhalb auch immer heiter und freundlich. Sie war die Bescheidenheit selbst. Wenn sie je etwas versah, so gestand sie den Fehler ein und bath um Verzeihung. Wenn sie ohne ihr Verschulden ausgezankt wurde, so verstand sie die große Kunst zu rechter Zeit zu schweigen, und ihr Schweigen und der Anblick ihrer sanften Engelsmiene rührte und besänftige die aufgebrachte Hausfrau auch mehr, als

alles, was Rosa zu ihrer Vertheidigung hätte sagen können. Die Thorwärterin wurde nach und nach selbst sanfter und es kam zum nicht geringen Erstaunen ihres Mannes hie und da ein Tag herum, ohne daß sie ein einziges Mal zankte.

Indessen hatte Rosa dennoch einen sehr harten Dienst. Sie war in den feinen weiblichen Arbeiten für ihr Alter eine Meisterin; allein viele der rauhen Arbeiten, die man ihr jetzt auftrug, waren ihr, als einem adelichen Fräulein, ganz und gar ungewohnt, und fielen ihr deßhalb sehr schwer. Sie mußte jeden Morgen vor Tag aufstehen, Holz und Wasser tragen, in der Küche Feuer aufschüren und die Geschirre spülen, den Stubenboden und das Küchenpflaster auffegen und noch viele andere Arbeiten der Art verrichten. Da sie mit mancher dieser Arbeiten, die sie das erste Mal in ihrem Leben that, bey dem besten Willen nicht allemal sogleich zurecht kommen konnte, so mußte sie sich von der aufgebrachten Hausfrau dumm und ungeschickt schelten, und mit allerley garstigen Namen benennen lassen. Die Kost war zwar in ihrer Art gut; allein manche Speise kam dem guten Fräulein so fremd und seltsam vor, daß es sie keine kleine Uberwindung kostete davon zu essen. Ihr Bett war zwar sehr reinlich allein für ein Fräulein sehr armselig.

Wenn sie nun vom frühen Morgen bis zum spten Abend hart gearbeitet hatte, und noch daf

ausgezankt und gescholten worden, und müde und traurig auf ihre kleine Schlafkammer kam, so war es ihr einziger Trost, noch eine halbe Stunde für sich allein zu seyn und ihre Leiden Gott zu klagen. Oft öffnete sie ein Fenster, blickte mit Thränen in den Augen zu den Sternen auf und bethete. „O mein Gott, sagte sie, alle diese Leiden will ich gern ertragen, wenn nur am Ende die Leiden meines geliebten Vaters dadurch erleichtert werden.“

Zehntes Kapitel.

Rosa kommt zu ihrem Vater in das Gefängniß.

Rosa hatte in ihrem Dienste schon viele harte Tage zugebracht und noch keine Gelegenheit gefunden, zu ihrem Vater in das Gefängniß zu kommen. Es war ihr sehr schmerzlich, ihm so nahe zu seyn, und ihn doch nicht zu sehen. Indessen war ihr sogleich anfangs ein Strahl von Hoffnung aufgegangen. Sie hatte bemerkt, der Thorwärter sey zugleich Kerkermeister und er müsse den Gefangenen die Kost reichen. Sie erkundigte sich bey ihm von Zeit zu Zeit nach allen Gefangenen. Da hörte sie doch wenigstens, daß ihr lieber Vater noch lebe und gesund sey. Sie bath den Thorwärter öfter, ihr die Gefangenen zu zeigen; er aber schüttelte allemal den Kopf und sagte: „Man muß nicht so vorwitzig seyn.“ Oft konnte sie die Thränen nicht zurück halten, wenn sie das irdene Schüsselein mit magerer Suppe sah, das nebst schwarzem Brod und dem Wasserkrug für ihren Vater bestimmt war. „Ach seufzte sie, was ich auch leide, ist nichts gegen das, was er ausstehen muß! Ich will von nun an jedes Leiden für nichts achten.“

Eines Abends, als eben die Suppe für die Gefangenen in den irdenen Geschirren auf dem Tragbrette bereit stand, sagte der Thorwärter zu Rosa: „Du, Röse, komm mit! Morgen muß ich in Geschäften meines gestrengen Ritters verreisen. Ich will dir die Gefängnisse zeigen. So kannst du den Gefangenen das Essen bringen. Mein Weib hat wenig Zeit und noch weniger Lust dazu.“ Er nahm das Brett, auf dem die Geschirre standen, in eine, und den rasselnden Bund Schlüssel in die andere Hand und gieng durch einen langen, dunkeln Gang voran.

Es war für Rosa sehr unerwartet, daß sie jetzt in diesem Augenblicke ihren Vater sehen sollte. So groß ihre Freude auch war, so empfand sie doch eine Art von Schrecken. Sie war ganz erschüttert. Mit klopfendem Herzen folgte sie dem Thorwärter durch den dunkeln Gang. Sie war indeß bald wieder gefaßt, und nahm sich fest vor, sie wolle sich jetzt noch ihrem Vater nicht zu erkennen geben. „Denn, dachte sie, wenn das Geheimniß, daß ich seine Tochter sey, entdeckt würde, so würde man mir die Schlüssel zu seinem Gefängnisse gewiß nicht anvertrauen.“

Der Thorwärter blieb bey einer kleinen Oeffnung, die sich in der dicken Mauer befand und mit einem eisernen Lädchen verschlossen war, stehen, und schloß das Lädchen auf. Rosa sah ängstlich und bebend hinein. Ein Mann mit verwildertem Haare und Bart und einem schrecklichen Blick saß in dem dusteren

Kerker. „Der, ſagte der Thorwärter, war ein tapferer, rüſtiger Kriegsmann. Aber die Spielſucht und das verwünſchte Saufen verleiteten ihn aus einem edlen, tapfern Krieger ein Straſſenräuber zu werden. Ich möchte den Lohn, der auf ihn wartet, nicht mit ihm theilen.“ Er gab ihm die Waſſerſuppe hinein und ſchloß wieder zu.

Hierauf öffnete er ein anderes Fenſterlädchen. Roſa erblickte in dem dumpfigen Gewölbe eine todtenbleiche, weibliche Geſtalt in ſchweren Ketten, mit zerſtreuten Haaren, eingefallenen Wangen und Augen voll unbeſchreiblicher Schwermuth. „Dieſe, ſagte der Thorwärter, indem er die Suppe hinein ſtellte und das Lädchen wieder zuſchloß, war einſt ein Mädchen, ſchön wie ein Engel — wenn ſie nur auch unſchuldig geblieben wäre, wie ein Engel! So aber lief ſie heimlich den böſen Gelegenheiten nach und jetzt ruht ein ſchwerer Verdacht auf ihr, ſie ſey eine Kindesmörderin. Wenn es ſo iſt, ſo wird ſie mit dem Schwerte hingerichtet. Die Verzweiflung macht ſie oft ganz raſend. Bey Leibe öffne die Thüre ihres Gefängniſſes nie. Sie könnte dir ein Leid anthun und ausreißen.“

„Nur zu dieſen allein dürfen wir hineingehen, ſagte der Thorwärter und öffnete eine eiſerne Thüre. Dieſer iſt ein guter Mann, ſanft und fromm wie

die Geduld. Es iſt Ritter Edelbert von Tannenburg.“ Die arme bebende Roſa hätte ihn aber nicht mehr erkannt. Er war ſehr bleich und hager, und hatte einen langen Bart. Seine Kleidung war abgetragen und unſcheinbar. Er ſaß auf einem ſteinernen Sitze, an den er mit einer langen Kette, ſo daß er im Kerker umher gehen konnte, angeſchloſſen war. Der Tiſch daneben war aus einem einzigen großen Steine ausgehauen. Ein irdener Krug, neben dem etwas trocknes Brod lag, ſtand darauf. Der gute Ritter hatte den linken Arm auf den Tiſch geſtützt, und hielt mit der Hand die Stirne. Die rechte both er wehmüthig ſeinem Kerkermeiſter dar. Neben dem Tiſche ſtand eine uralte Bettlade von wurmſtichigem Holze. Etwas Stroh und eine grobe Wollendecke dienten zum Bette. Das ganze Gefängniß war ſehr ſchauerlich anzuſehen. Es war, weil es für gefangene Ritter beſtimmt war, ſehr geräumig, aus großen Felſenſtücken in die Runde gemauert, und hoch gewölbt. Mauern und Gewölbe ſahen von Alter ganz ſchwarzgrau aus. Ein einziges ſchmales und ſtark vergittertes Fenſter befand ſich in der dicken Mauer. Der größte Theil der kleinen runden Fenſterſcheiben war von außen mit Schutt verſchüttet; die übrigen Scheiben waren mit Neſſeln überwachſen, ſo, daß nur etwas grünliches Licht in dieſe düſtere Gruft fiel und ſie noch ſchauerlicher machte.

„Ritter, sagte der Thorwärter, morgen wird Euch mein Dienstmädchen Eure Kost reichen. Ich muß in Geschäften verreisen.“

Edelbert betrachtete Rosa. Ihr Anblick erinnerte ihn sogleich an seine Tochter; indessen kannte er sie nicht. „Mein Gott, seufzte er, und Thränen kamen ihm in die Augen; von dieser Größe und in diesem Alter ist meine Rosa auch. Ach, könnet Ihr mir denn gar nichts von Ihr sagen, lieber Kerkermeister? Habt ihr denn noch keine Kunde von ihr eingezogen, wo sie sey und wie es ihr gehe. Ich habe Euch ja schon hundertmal darum gebethen.“

Der Thorwärter sagte: „Der liebe Gott im Himmel weiß, wo sie ist! Denn von den Menschen vermag keiner auszuspähen, wo sie hingekommen.“

„Ach Gott, sagte Edelbert, so hat denn nicht ein einziger von jenen Rittern, die sich meine Freunde nannten, als ich noch im Glücke war, sich meiner Tochter erbarmt und sie in seine Burg aufgenommen!“ — Edelbert dachte jetzt wohl an seinen getreuen Burkhard. Er hoffte, Rosa werde bey ihm seyn. Er wollte es sich aber nicht merken lassen, um den guten Burkhard, dem Kunerich sehr feind war, nicht unglücklich zu machen. Er sagte also blos: „Nun, nun, ich hoffe, sie werde sich sonst bey guten Leuten befinden, die auf sie Acht haben, damit sie unschuldig und gut bleibe. — Nur dieses laß mich noch sicher erfahren, lieber Gott, ehe

ich in dieſem Kerker ſterbe, dann will ich meine Augen im Frieden ſchließen, ohne ihr Angeſicht noch einmal zu ſehen, ſo ſehnlich ich dieß auch noch vor meinem Tode wünſchte. — Kerkermeiſter, o Ihr glaubt nicht, was für ein liebes, gutes Kind meine Roſa gegen mich war, wie ſie mich liebte, wie ſie mir alles that, was ſie mir nur immer an den Augen anſehen konnte. Sie machte mir nichts als Freude. Nun, wo ſie auch iſt — ſo wird es ihr wohl gehen!“ — „Sey du, liebes Kind, ſprach er zu Roſa gewendet, gegen deine Aeltern auch ſo gut und folgſam, wenn ſie noch leben.“

Roſa, die bisher nur Schrecken über das ſchauerliche Gefängniß und das bleiche Ausſehen ihres Vaters empfand, fing jetzt an zu weinen und zu ſchluchzen. Ihr Herz brach. Bald wäre ſie ihrem Vater um den Hals gefallen und nur mit Mühe hielt ſie ſich zurück.

Edelbert verwunderte ſich, ſie ſo gerührt zu ſehen, und ſagte: „Iſt dir vielleicht erſt kürzlich dein Vater oder deine Mutter geſtorben, daß du gar ſo troſtlos weineſt?“

Roſa konnte vor Weinen kaum die Worte hervor bringen, ihre Mutter ſey ſchon länger geſtorben; ihr Vater lebe noch, es gehe ihm aber ſehr hart.

„Nun ſprach Edelbert, Gott wolle ſich über ihn erbarmen! — Du haſt aber ein ſehr weiches Herz, liebes Kind! Gott bewahre es vor Verführung!“

„Es ist wahr, sagte der Thorwärter zu Rosa, du bist gar zu weichherzig! Weine nicht so, sonst kann ich dir dieß Geschäft nicht überlassen.“ — „Uebrigens, fuhr er gegen Edelbert fort, ist sie ein herzensgutes Kind. So fromm, so willig, so fleißig, daß man wohl zehn Meilen in die Runde kein besseres Mädchen finden kann. Und wie lieb sie meine Kinder hat und was sie an ihnen thut, das können ich und mein Weib gar nicht genug rühmen. Wenn meine kleine Bertha einmal auch so wird, so will ich Gott alle Tage auf den Knien danken!“ —

Edelbert blickte Rosa mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an. „Gott segne dich, liebe Tochter! sagte er, und both ihr die gefesselte Hand. Bleibe immer ein so gutes Kind, bethe fleißig und vertrau auf Gott! — so wird deinen Vater gewiß geholfen und er erlebt gewiß noch große Freude an dir.“

„Das gebe Gott!“ sagte Rosa mit gebrochener Stimme, küßte die dargebothene Hand, und ihre heißen Thränen fielen darauf.

Es war gut, daß der Kerkermeister ging; denn länger hätte Rosa sich nicht mehr halten können. Sie wußte nicht, wie sie zum Kerker hinaus kam. Sie wankte durch den langen Gang zurück und mußte sich an den Mauern halten, daß sie nicht umsank.

Eilftes Kapitel.

Roſa giebt ſich ihrem Vater zu erkennen.

Roſa brachte den übrigen Abend in ſehr traurigen Gedanken zu. Die bleiche Geſtalt ihres geliebten Vaters, wie ſie ihn mit Ketten beſchwert in dem ſchauerlichen Gefängniſſe geſehen hatte, ſchwebte ihr immer vor Augen. Sein Elend ging ihr durch die Seele, und nur die nahe Hoffnung, ſich ihm zu entdecken, und ſein Elend zu erleichtern, linderte ihren Schmerz ein wenig. Sobald ſie nach vollbrachtem Tagewerke in ihre Schlafkammer trat, fiel ſie auf ihre Knie nieder, und flehte mit heißen Thränen zu Gott, Er, der ihr Unternehmen bisher geſegnet habe, wolle ihr ferner beyſtehen, und ihrem armen bedrängten Vater durch ſie Troſt und Erquickung bereiten. Sie legte ſich hierauf ſchlafen; allein ſie konnte faſt bis Mitternacht kein Auge ſchließen.

Nach Ein Uhr wurde ſie von der Thorwärterin geweckt. Der Thorwärter wollte bis zwey Uhr fort. Roſa ſollte ihm zuvor eine Suppe kochen. Sie ſchürte Feuer an und machte die Suppe. Der Thorwärter

aß, lobte Roſa's Kochkunſt, verſprach ihr etwas mitzubringen, wenn ſie indeß ihre Geſchäfte gut machen würde, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt fort. Die Fallbrücken wurden wieder aufgezogen, und die Thorſchlüſſel durch einen Kriegsknecht dem Ritter Kunerich überbracht, der ſie zu Nacht immer ſelbſt in Verwahrung nahm.

Die Thorwärterin war wieder ſchlafen gegangen. Roſa befand ſich in der einſamen Thorſtube allein. Leiſe und ſorgſam löste ſie nun den Schlüſſel zu dem Gefängniſſe ihres Vaters, den ſie ſich wohl gemerkt hatte, aus dem Bunde heraus, nahm die alte Laterne des Kerkermeiſters, die neben dem Schlüſſelbunde in dem Kaſten hing, ging damit in ihre Kammer, und verweilte da noch einige Zeit. Jetzt, da alles im Schloſſe wieder ruhig und ſtill war, ſtellte ſie ihr kleines Oellicht in die Laterne, bedeckte ſie mit ihrer Schürze, ſchlich, nach abgelegten Schuhen, durch den langen ſchauerlichen Gang zu dem Gefängniſſe ihres Vaters — und öffnete, ſo ſtill als möglich, die Thüre.

Sie zündete mit der trüben Hornlaterne, die der viele Ruß noch trüber gemacht hatte, hinein — und ſieh da, Edelbert ſaß mit ineinander geſchlungenen Armen auf dem Steine neben dem Tiſche. Er verwunderte ſich, als er bey dem braungelben Scheine der Laterne das Dienſtmädchen des Thorwärters zu erkennen glaubte.

„Bist du's, gutes Kind? sagte er. Was willst du so spät in der Nacht, oder vielmehr so früh am Morgen? Es ist noch nicht lange, daß der Wächter zwey Uhr gerufen hat.“

„Vergebt, flüsterte Rosa mit leiser Stimme, daß ich Euch störe. Doch wie ich sehe, habt Ihr auch nicht geschlafen. Ich möchte gern allein mit Euch reden; deßhalb komme ich zu dieser nächtlichen Stunde.“

„O mein Kind, sagte Edelbert, das ist gefährlich. Das könnte dir böse Händel machen. Ein wackeres Mädchen sollte überhaupt zu Nacht gar keinen Fuß über die Schwelle ihrer Kammer setzen, ja lieber die Thüre fester verriegeln, als mein eisernes Kerkerthor hier.“

„Seyd ohne Sorgen, sagte Rosa. Alles im Schlosse, den Thurmwächter und den Hahn ausgenommen, liegt im tiefen Schlafe. Nicht ohne Ueberlegung und Gebeth komme ich hierher. Gott leitete meine Tritte; Er ist gewiß mit mir. Nur ein Paar Wörtchen möchte ich mit Euch reden. Euer Jammer und Eure Tochter geht mir so zu Herzen, daß ich nicht schlafen kann; ich komme, Euch Nachricht von ihr zu geben.“

„Von meiner Rosa, sagte er schnell. O Gott, wenn das wäre, so wärest du, liebes Kind, mir willkommen, wie ein Engel des Himmels, der meinen Kerker besuchte. O sag an — sag an — kennst

du sie? Hast du sie gesehen? Hast du selbst mit ihr geredet? Ist sie gesund? Gehts ihr wohl? O rede, rede! Kannst du mir etwas Gewisses von ihr sagen?"

„Ich kann Euch die sichersten Nachrichten von ihr geben, sprach Rosa. Da seht! — Kennet Ihr diese goldene Kette? Diese goldene Münze?"

„Gott im Himmel! rief Edelbert und grif mit zitternden Händen darnach. Das ist ja die goldene Denkmünze, die ich meiner Rosa in der Stunde des Abschieds zum steten Andenken gegeben habe. Ich habe ihr sehr nachdrücklich befohlen, dieses kostbare Geschenk nie aus den Händen zu lassen. Du mußt sehr gut mit ihr bekannt seyn, liebes Kind, und sie muß sehr viel auf dich halten, daß sie es dir anvertrauen konnte. Gewiß that sie das nur, damit ich dir leichter glaube, und die Nachrichten, die du mir von ihr bringst, sind gewiß sehr wichtig."

„Sie gab es nicht in fremde Hände, lieber Vater, sprach jetzt Rosa; sieh — ich bin Rosa, deine Tochter!"

„Du? rief Edelbert erstaunt. O betrüge mich nicht! Meine Tochter war, was ihr Name sagt, eine blühende Rose, und du — du, nein, du bist es nicht!"

Rosa hatte, bevor sie zu ihrem Vater ging, ihr Angesicht von der entstellenden braunen Farbe sorgfältig mit Seifenwasser gereinigt. Sie nahm jetzt das helle Oellichtlein aus der düstern Laterne heraus —

und ſieh da, ihr ſanftes, holdes Angeſicht war lieblicher und ſchöner, als es der Vater je geſehen hatte; weiß und röthlich gleich einer zarten Lilie im purpurnen Morgenſchimmer oder im Wiederſcheine einer nahen Roſe. Ihre braunen Locken ſchwebten in Ringeln um ihr Haupt. Thränen ſchimmerten in ihren Augen — obwohl ſie mit der Freundlichkeit eines Engels lächelte.

„Roſa, du? rief jetzt der Vater außer ſich und die goldene Kette entfiel ſeinen Händen. Du hier? O komm in meine Arme! O, da ich dich wieder habe — jetzt mag dieſer feſte Bau von ſchweren Quaderſtücken über mir zuſammen ſtürzen; ich achte es nicht?“

Er ſchloß ſie in ſeine Arme und benetzte ihr Angeſicht mit Thränen und auch ſie weinte lange an ſeinem Halſe. „Vater! Vater! liebſter Vater!“ war alles, was ſie hervorbringen konnte.

„Aber ſage mir doch, liebſte Roſa, ſprach der Vater, wie kommſt du hieher? Enthülle mir doch dieſes Geheimniß. Welches ſchreckliche Schickſal hat meine Roſa ſo tief erniedrigt, die geringſte Dienſtmagd, die Dienerin des letzten Dieners in dieſem Schloſſe zu werden.“

Roſa erzählte ihrem Vater ihre ganze Geſchichte — wie freundlich ſie der redliche Köhler im Walde aufgenommen, wie ſie da immer ſo bekümmert um ihren Vater geweſen, wie ſie auf den Gedanken ge-

kommen, als Köhlermädchen gekleidet in die Dienſte des Kerkermeiſters zu treten, um ſo wieder zu ihrem Vater zu kommen, wie ſchmerzlich ſie ſich nach dem ſeligen Augenblicke geſehnet, ihn wieder zu ſehen. —

„Und nun, ſchloß ſie, hat Gott mein Gebeth erhört, meinen herzlichſten Wunſch erfüllt, mir Gelegenheit verſchafft, dich, beſter Vater, öfter zu ſehen, mit dir zu ſprechen, dir hie und da eine beſſere Nahrung mitzutheilen, dir allerley kleine Dienſte zu erweiſen. O ich bin die glücklichſte Tochter! Mein ganzes Leben ſoll ein lauteres Dankgebeth ſeyn!“

Der Vater blickte weinend zum Himmel. „Ach, ſagte er, nicht die glücklichſte, aber die beſte Tochter biſt du! Ich bin der glücklichſte Vater. Wie oft ſchmerzte mich mein hartes Schickſal, daß ich die goldene Kette hier mit der eiſernen vertauſchen mußte! Aber jetzt danke ich Dir, o Gott, für dieſe Schickung! Ohne dieſe Schickung hätte ich das Herz meiner Tochter nicht ſo kennen gelernt. Ich meynte, wie glücklich ich ſey, als der Kaiſer mir dieſe goldene Kette umhängte. Jetzt, mit dieſer eiſernen Kette beſchwert, die meinen Arm längſt wund gedrückt, bin ich glücklicher. Ich fühle ſie nicht mehr. Ich gäbe dieſen Augenblick, da ich dich in meinem Arme halte, nicht für alle Schätze der Welt. Ja, ſagte er, und warf einen verachtenden Blick auf die gol-

dene Kette, die noch auf dem Boden lag, was ist Gold? — Nichts gegen die Tugend und die Seligkeit mit der sie lohnt.“ — „Doch halt, ich thue der Denkmünze Unrecht, sagte er jetzt und hob sie auf. Sie hat einen hohen Werth; nicht weil sie aus reinem, lauterm Golde geprägt ist, sondern weil die schönen Sinnbilder und Sprüche darauf sich uns als goldreine, lautere Wahrheit bewähren!“

„Ja, liebste Rosa, eben jetzt gehen sie an uns in Erfüllung. Gottes Auge wachte über dich! Er bewahrte dich und führte dich unschuldig und gut wieder in meine Arme. Er, dessen Blicke sich von keiner Mauer abhalten lassen, schaute in meinen Kerker und erbarmte sich meines Elends. Er bereitete uns mitten in diesem schrecklichen Kerker diese Augenblicke des Himmels. Gott ist mit uns. Dieser Ritter wollte gegen uns seyn; allein er war nur ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, mir diese Freude zu bereiten. Im Kreuze ist Heil. Durch Leiden führt Gott zu den edelsten Freuden. Dieß fühle, dieß erfahre ich jetzt schon. Kunerich mag, wenn er bey rauschender Musik, Trunk und Tanz die Nächte durchschwärmt, mich wohl für höchst elend halten; allein, laß den Jubel der Trompeten und das Geschrey der Zecher bis in meinen Kerker herab schallen, wie ichs oft noch um Mitternacht hören mußte — ich tausche nicht mit ihm. Bey Wasser und Brod hier unten in diesem dumpfen Gefängnisse bin ich

glücklicher, als er eben in den Prachtzimmern des Schlosses bey köstlichem Weine in goldnen Pokalen und bey ausgesuchten Speisen auf silbernen Tellern. Denn die Kette ist noch nicht geschmiedet, die den freyen Geist fesseln und zurückhalten könnte, sich zu Gott aufzuschwingen, und jeden Augenblick sein Glück in Ihm zu suchen und zu finden.“

„O meine Rosa! Wohl dir, daß du früh erfähr-rest, was Kreuz und Leiden ist, daß du in den Stunden der Nacht, die andere bey Spiel, Tanz und Lärm zubringen, lieber deinen leidenden Vater im Gefängnisse aufsuchst! Durch Leiden wirst du vor den Gefahren des Lasters bewahret und lernest die Schönheit der Tugend früh kennen. O Rosa, Rosa bleibe ferner gut! Halte dich an Gott, befolge all seine Gebothe, wie das vierte. Bleibe Gott und der Tugend getreu. Besiege im Glauben an den Gekreuzigten das Laster, verachte die falschen Freuden der Welt, und dulde ihre Leiden — und du wirst glücklicher seyn, als wärest du auf den ersten Thron von Europa erhoben!“

Rosa gab ihrem Vater innigst gerührt die Hand darauf, löschte ihre Oellampe und eilte fort; denn eben verkündete das Horn des Thurmwächters den anbrechenden Morgen.

Zwölftes Kapitel.

Rosa erleichtert das Elend ihres Vaters.

Rosa — von Gestalt nun wieder ganz das bräunliche Köhlermädchen — hatte sich mit der Thorwärterin und den zwey Kindern kaum an den Tisch gesezt, um die Morgensuppe zu essen, da trat ganz unvermuthet Ritter Kunerich sehr stürmisch und eilfertig in die Stube. Rosa hatte keinen geringen Schrecken. Seit sie hier diente, war der Ritter nicht in die Thorstube gekommen. Was konnte sie anders denken, als sie sey verrathen? Kunerich sprach mit befehlender Stimme: „Von nun an habt ihr euch um das Burgthor nichts mehr zu bekümmern. Ich werde es von vier meiner Kriegsknechte besetzen lassen. Ihr beyde aber begebt euch auf der Stelle — in die Schloßküche, dort zu helfen. Denn heute und morgen bekomme ich viele Gäste.“ Nun wurde es Rosa wieder leicht um das Herz. Ritter Kunerich hatte wohl gesehen, wie heftig sie erschrack. Er glaubte aber, ihr Schrecken sey von der übergroßen Ehrfurcht hergekommen, die sie vor ihm habe. Er

lächelte selbstgefällig und blickte sie — das erste Mal, seit sie in Fichtenburg war — nicht ganz unfreundlich an; denn er hatte nichts lieber, als wenn die Leute ihn recht fürchteten und vor ihm zitterten.

Rosa ging mit der Thorwärterin an die angewiesene Arbeit. Schon auf Mittag kam ein benachbarter Ritter mit großem Gefolge an; am andern Tage kam noch einer, auch von vielen Reisigen begleitet, und beynahe stündlich rückte viel Volk, theils zu Fuß, theils zu Pferd, in Fichtenburg ein. Nicht nur das eigentliche Schloßgebäude, in dem Ritter Kunerich wohnte, sondern auch alle Nebengebäude, die den geräumigen Schloßhof umgaben, waren voll Kriegsleute. Sie zündeten Abends im Hofe große Feuer an und kochten, aßen und tranken und hatten ein großes Gelärme. Rosa dachte sich wohl, was dieses alles zu bedeuten habe. Wirklich trat auch, da sie eben Abends spät den zwey Kindern zu essen gab, die Thorwärterin todtenbleich in die Stube und rief, indem sie die Hände über dem Kopfe zusammen schlug: O Kinder bethet! Es ist Krieg. Euer Vater, der die Leute aufboth und eben heim kam, muß auch mit fort. Morgen in aller Frühe brechen sie auf.“

Am folgenden Morgen wurde auch schon, bevor sich die Tageshelle zeigte, zum Aufbruche geblasen. Der Thorwärter, der einer von des Ritters tapfersten Kriegern war, hatte sich schon gewaffnet. Im eisernen Harnische und mit dem Schwert umgürtet,

die eherne Pickelhaube auf dem Kopfe und den Spieß in der Hand, nahm er Abſchied von Weib und Kindern. Mutter und Kinder weinten, und Roſa weinte ſo herzlich mit, als wäre ſie auch ſeine Tochter. Er ermahnte ſein Weib und ſeine Kinder, alle Tage für ihn zu bethen. „Bethe auch du für mich, fromme Röſe, ſagte er, daß ich Weib und Kinder wieder ſehen möge!“ Die fremden Ritter, alle prächtig gerüſtet, die Reiſigen, das Fußvolk mit den langen Piken zogen geordnet zum Thore und über die Fallbrücken hinaus. Kunerich war der letzte des Zugs. Er übergab, als alle hinaus waren, die Thorſchlüſſel dem alten Burgvogte und ſprach: „Du, alter Getreuer, behalte dieſe Schlüſſel nun bey Tag und bey Nacht in deiner Verwahrung; ohne daß du ſelbſt, wenigſtens mit zwey von meinen Kriegsknechten, die zur Beſatzung zurückbleiben, dabey biſt, darfſt du niemanden weder herein noch hinaus laſſen. Dafür bürgeſt du mir mit deinem alten grauen Kopf.“ Er gab dem Pferde den Sporn, ſprengte den übrigen nach, und ſogleich wurden die Fallbrücken aufgezogen und die Thorflügel verſchloſſen und verriegelt.

Roſa und die Thorwärterin hatten noch den ganzen Tag ſehr viele Arbeit in der Schloßküche, die Geſchirre zu reinigen und alles wieder in Ordnung zu bringen. Am Abende ſagte die Thorwärterin zu Roſa: Röſe! Morgen frühe will mit meinen zwey Kindern meine alte Mutter heimſuchen. Denn von

dem Kriegsgetümmel iſt mir der Kopf ganz voll, und von dem Abſchiede das Herz wund. Dieſer Beſuch wird mich ein wenig aufheitern. Vor ſpäter Abende komme ich nicht heim. Der Weg iſt für die Kinder ziemlich weit. Den Tag hindurch kannſt du auch ausruhen. Das Schloßthor geht dich jetzt nicht an. Nur vergiß das Eſſen für die Gefangenen nicht und ſorge dafür, daß du uns, wenn wir heim kommen, ein gutes Abendeſſen verſetzen könneſt.“ Am Morgen, mit Aufgang der Sonne, ging ſie mit ihren Kindern fort.

Wer war nun glücklicher, als Roſa? Sie dachte an keine Ruhe. In den verfloſſenen Tagen konnte ſie wegen vieler Arbeit ihren Vater nur auf Augenblicke ſehen; jetzt konnte ſie ihm, was ihre kühnſten Wünſche übertraf, einen ganzen Tag widmen. Sie hatte ſich ſchon lange her alles ausgedacht, und alles war ſchon vorbereitet, ihm ſein Elend zu erleichtern. Vor allem war ſie darauf bedacht geweſen, ihn mit friſchem weißen Zeuge zu verſehen. Sie hatte von der feinen Leinwand, die ihr die Köhlerin geſchenkt hatte, ihrem Vater einige Hemden gemacht, und bey den wenigen freyen Stunden, die ihr bey ihrem harten Dienſte übrig blieben, oft noch um Mitternacht daran genäht. Eben ſo hatte ſie einige Paar Strümpfe von ſelbſt geſponnenem Garn für ihn geſtrickt. Sie eilte nun zu ihrem Vater, und brachte ihm die neuen Hemden und Strümpfe; ſie ſtellte ihm ein großes Ge

schirr mit lauem Wasser, nebst Seife und Handtuch in sein Gefängniß; auch gab sie ihm den Schlüssel, seine Ketten abzulegen. Dem guten Edelbert, der die Reinlichkeit über alles liebte, war dieß eine große Wohlthat, nach der er sich lange vergebens gesehnt hatte. „Ich fühle mich wie neugeboren!“ sagte er, als Rosa nach einer Stunde wieder kam, das Waschgeschirr zu holen.

„Nun mußt du doch wieder einmal frische Luft schöpfen, liebster Vater!“ sagte Rosa. Aus dem dunklen Gange, der zum Gefängnisse führte, ging ein enges Thürchen in ein freundliches Gärtchen, das der Kerkermeister zu benutzen hatte, und das Rosa sehr gut in Ordnung hielt. Dahin führte Rosa ihren Vater. Der Morgen war unvergleichlich schön. Die Sonne schien warm und lieblich; die Luft wehte lau und erquickend. Es war dem guten Ritter, da er so aus dem dunkeln Kerker an Gottes freye Luft und an das Sonnenlicht heraus kam, als träte er in den Himmel. „Mein Gott, sagte er, wenn es einem nach dem Tode so leicht und wohl ist, so sollte man gern sterben!“

Rosa brachte ihm nun sein Frühstück, eine kräftige Fleischsuppe, heraus unter den Nußbaum, der in einer Ecke des Gärtchens nächst dem Wartthurme stand, wo ein Tisch und eine Bank angebracht waren. Sie sagte, daß er den ganzen Tag im Freyen zubringen könne. „Gern, sagte sie, bliebe ich den

Tag hindurch bey dir, liebster Vater, wenn ich nicht so manches, das höchst nöthig ist, zu thun hätte. Ich will aber schon öfter nach dir sehen!“ Sie eilte fort; er aber ging, den herrlichen Morgen recht zu genießen, im Glanze der Sonne auf und ab. Ihre erwärmenden Strahlen thaten ihm innig wohl und belebten ihn gleichsam neu. Er dankte Gott mit Thränen für die Sonne — und noch mehr für die Liebe seiner guten Tochter. „Liebe ist die rechte Sonne in der Geisterwelt, sagte er, die alles erwärmt und be lebt. Ohne sie wäre die Welt ein dumpfes trauriges Gefängniß.“

Rosa', die ihrem Vater auch ein gutes Mittagesse heraus gebracht und ihn den Tag hindurch wo zehnmal, aber alle Mal nur auf einige Augenblick besucht hatte, kam nun Abends wieder, und führ ihn — ach mit welchem schweren Herzen! — zurü in das Gefängniß. Aber wie erstaunte er, als hinein-trat! Er glaubte, Rosa habe sich verirrt u ihn anstatt in seinen Kerker in ein Zimmer Schlosses geführt. Die Wände und das Gewöl die vorhin schwarzgrau wie Eichenrinde aussah waren licht und weiß getüncht und den heißen T hindurch bereits völlig getrocknet. Der unfreund Ziegelboden war gesäubert und mit weißem Sa bestreut, der ihm ein röthliches Ansehen gab — so schön, sagte Rosa, wie feiner weißer Flor, man über Rosenroth trägt. Schutt und Nessel

dem Fenſter waren weggeräumt und der ſchöne blaue Himmel blickte durch die hellgereinigten Fenſterſcheiben. In der Bettlade befand ſich friſches Stroh, über das ein weißes Leinentuch ausgebreitet war; auch ein Kopfkiſſen, das bisher fehlte, war da, und friſch überzogen; ein neuer dichter Teppich von reiner Wolle diente zur Bettdecke. Auf dem weißgedeckten Tiſch ſtand ein Geſchirr voll ſchöner, wohlriechender Blumen. Die dumpfe Kerkerluft war verſchwunden, und liebliche Blumendüfte erfüllten das Gefängniß.

„O wie viele Freude machſt du mir! ſagte Edelbert. Wahrhaftig, die kindliche Liebe kann die Lebenswege der Eltern mit Blumen beſtreuen; Liebe kann einen düſtern Kerker zu einem Paradieſe umſchaffen. Aber, fuhr er fort, indem er das reingeweißte Gewölbe und die Mauern betrachtete, dir allein war es nicht möglich dieſes alles zu Stande zu bringen. Wer in dieſer feindlichen Burg konnte ſo gutherzig ſeyn, dir zuzuhelfen?“

Roſa ſagte: „Es befindet ſich ein alter Kriegsmann in dieſer Burg, der in ſeiner Jugend ein Maurer geweſen und von ſeinem Handwerke noch hie und da Gebrauch macht. Vor einer Woche war er einige Tage krank. Die Thorwärterin ſchickte ihm auf meine Fürbitte öfter ſolche Speiſen, die dem kranken Manne dienlich waren. Ich brachte ſie ihm, und wenn es meine Zeit erlaubte, ſetzte ich mich an ſein

Bette und redete mit ihm. Da sprach er einmal — natürlich ohne zu wissen, daß ich deine Tochter sey — mit großer Ehrfurcht und herzlichem Bedauern von dir. Er sagte, er habe in jener Schlacht, die durch Kunerich bald wäre verloren gegangen, durch dich aber gewonnen worden, auch mit gefochten und sey schwer verwundet worden; er wäre damals auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und umgekommen, wenn du dich nicht seiner angenommen hättest. Gestern Abends bath ich ihn sehr schüchtern, mir zu helfen, dein fürchterliches Gefängniß ein wenig besser in Stand zu bringen. Ich dachte, er würde Schwierigkeiten machen. Allein er lobte mein Vorhaben sehr und übernahm den größten Theil der Arbeit mit Vergnügen. Mag es auch Kunerich inne werden, sagte er; ich frage nichts darnach. Er kann nichts dagegen haben, daß ich den Ritterstand ehre."

Edelbert sprach: „Ich erinnere mich zwar nicht mehr, ihm Gutes erwiesen zu haben; allein die Dankbarkeit des Mannes rührt mich sehr. Du siehst hier, liebe Rosa, wie das Gute, das wir längst vergessen haben, nach vielen Jahren noch gute Folgen haben kann."

Nun brachte Rosa das Abendessen. „Heute wollen wieder einmal zusammen speisen, liebster Vater!" sagte sie. Sie hatte einen Stuhl mitgebracht und setzte sich zu ihm. Die Mahlzeit war klein, aber reinlich und sehr gut bereitet. Es war Rosa ge-

glückt, gerade die Lieblingsgerichte ihres Vaters zusammen zu bringen — eine Suppe von geperlter Gerste, ein Paar gebratene Feldhühner nebst Endivien-Salat, und zum Nachtische ein Teller rothgesottener Krebse, die mit grünen Selleriblättern zierlich umlegt waren. Auch stellte sie ihrem Vater, der bisher nichts als Wasser und rauhes Brod bekommen hatte, eine Flasche guten Wein nebst sehr gutem Brode auf.

„Aber um des Himmelswillen, liebste Rosa, sprach der Vater, indem er auf den Tisch und auf das Bett blickte, woher nimmst du bey deiner Armuth dieses alles!“ Rosa sagte, die Köhlerin habe ihr die weiße Leinwand geschenkt, und Agnes habe ihr erst gestern die Feldhühner und die Krebse gebracht; das wenige übrige habe sie von ihrem Lohne und von dem Trinkgelde angeschafft, das ihr die Gäste für das Aufschließen des Thores schenkten. Daß sie aber ihr eignes Kopfkissen, unter dem Kopfe hervor, ihrem Vater abgetreten hatte, davon ließ die gute Tochter sich nichts merken. Der edle Vater war höchst vergnügt. „Ich speißte schon an der Tafel des Kaisers, sprach er; allein so hat mich noch nie eine Mahlzeit erfreut und erquickt! Gott wird dir deine Liebe vergelten, liebe Rosa!“

Rosa fühlte sich aber noch glücklicher; ja in ihrem Leben hatte sie noch nie eine solche Seligkeit empfunden, als in dieser Stunde, da sie ihren Vater so

bewirthen konnte. Sie empfand es recht: „Seliger ist geben, als nehmen.“ „O wie glücklich könnten die Reichen seyn, sagte sie, wenn sie das wüßten! Wie selig könnten Kinder seyn, die reich genug sind, ihren Eltern recht viel Gutes zu thun! Sie müßten auf Erden schon den Himmel haben.“

Rosa mußte nun wieder an ihre Arbeit gehen und für die Thorwärterin und deren zwey Kinder kochen. Sie eilte, indem sie ihrem Vater gute Nacht wünschte, schnell zur Thüre hinaus. Allein das Gefühl der Vaterfreude, eine solche Tochter zu haben, ließ ihn lange nicht schlafen. Und als er endlich einschlief, so war sein Schlummer so sanft und erquickend, wie noch nie in seinem Leben.

Rosa machte nun ihrem Vater jeden Tag eine neue Freude. Morgens brachte sie ihm zu seinem Stückchen trocknen Brodes ein Glas frische Milch, oder ein Paar weich gesottene Eyer, oder goldgelben Butter auf einem grünen Rebblatte, was dem armen Gefangenen sehr wohl kam. Sie gab ihm, so oft sie es ohne Aufsehen thun konnte, ihre gute kräftige Mittagssuppe, und nahm dafür mit seiner geringen Suppe vorlieb. Sie aß oft nicht zu Nacht, und trug das Stücklein Braten, das sie am Sonntage, oder das Stücklein Kuchen, daß sie sonst zu Zeiten bekam, ihrem Vater zu. Sie stellte ihm von Zeit zu Zeit frische Blumen in das Gefängniß, die er sehr liebte, und brachte ihm die Früchte, die sie hie und da

BIBL. UNIVERS. LIPS.

bekam. Sie hatte ihren einzigen Schmuck, den sie bey der Gefangennehmung ihres Vaters eben getragen hatte, ein Paar goldene Ohrenringe mit Edelsteinen, durch den Kühler verkaufen lassen, um ihrem Vater von dem Gelde manches Nothwendige, besonders aber alle Tage einen Becher guten Wein, der ihm so wohl kam, anschaffen zu können. Sie lebte ganz nur für ihn.

Als der Kerkermeister einmal auf einige Tage aus dem Felde nach Hause kam, einiges zu bestellen, sah er nach dem Gefangenen. Er staunte nicht wenig, als er die Thüre zu Edelberts Gefängniß geöffnet hatte. Er schüttelte den Kopf und sprach: „Ritter Kunerich dürfte dieses nicht sehen, sonst könnte ich auch in eine solche Zelle mit vergittertem Fensterlein kommen, die aber sicher nicht so freundlich aussehen würde. Indessen gefällt mir doch alles sehr wohl. Was es doch Schönes um die Reinlichkeit ist! Ein Paar Hände voll Kalk und Sand, nebst etwas Müh und Arbeit haben dieses dunkle Gefängniß in ein reines helles Zimmer umgeschaffen, indeß mancher sein Zimmer durch Nachläßigkeit und Unreinlichkeit zu einem düstern Kerker macht."

Draußen auf dem Gange sagte der Thorwärter aber sehr ernsthaft zu Rosa: „Höre, Röse! Ich will dein mitleidiges Herz gegen den Ritter eben nicht tadeln. Ich kann mir auch denken, daß du ihm sonst noch viel Gutes erweisest, und will auch das gelten

laſſen. Allein laß dich dein Mitleiden nicht verleiten
ihm zur Flucht zu verhelfen. Es würde ihm zwar
nie gelingen; dafür iſt mit den Schildſern und Rie-
geln am Burgthore und mit den Fallbrücken zu gut
geſorgt. Allein ſchon der Verſuch könnte mich un-
glücklich machen. Ich käme um Amt und Brod,
und würde mit Weib und Kind für immer aus dieſer
Burg verſtoßen. Ja mein Herr wäre im Stande,
mich in der Wuth zu erſtechen. Denn ich habe es
ihm mit meinem Kopfe verbürgt, daß die Gefange-
nen gut verwahrt ſeyen. Mache mich alſo nicht
unglücklich und ſetze mein Leben keiner Gefahr aus.“
Roſa mußte ihm das heilig verſprechen, und er
reiſte ab.

Dreyzehntes Kapitel.

Rosa giebt den Ermahnungen ihres Vaters Gehör.

Während Edelbert in der kindlichen Liebe seiner Tochter so vielen Trost, und Rosa in den zufriedenen Blicken ihres Vaters die größte Seligkeit fand, war zu Fichtenburg vieles anders geworden. Ritter Kunerichs Schloß war bisher der Sitz der Freude gewesen; allein jetzt hatte das Leiden, das sich durch verriegelte Thore und durch Fallbrücken nicht abhalten läßt, seine Einkehr auch dort in jenen Prachtzimmern genommen. Die Nachrichten von dem Kriege, den Kunerich aus Uebermuth mit einem sehr mächtigen Ritter angefangen hatte, lauteten gar nicht gut. Kunerich war verwundet, seines ganzen Gepäckes beraubt und beynahe gefangen worden. Er lag in einer weit entfernten Burg an seinen Wunden darnieder. Anstatt, daß er wie sonst Wagen voll Beute auf seine Burg führen ließ, mußte man nun ihm Geld und Gut zuschicken. Seine Gemahlin konnte ihn nicht einmal besuchen, weil es ihr an Kriegsknechten fehlte, unter deren Schutz sie hätte reisen können. Sie durfte sich

nicht aus den Mauern wagen; sie wußte es zu gut, daß nicht Liebe, sondern nur die Furcht ihrem Manne die Menschen umher gefällig mache. Kunerichs Feinde waren auch wirklich erwacht, und schritten bereits zu öffentlichen Gewaltthätigkeiten. Sie hatten schon einige Mal die besseren Lebensmittel, die man in einem benachbarten Flecken aufgekauft hatte und in das Schloß bringen wollte, weggenommen, so, daß die Frau und ihre Kinder mit ganz gemeiner Kost vorlieb nehmen und an Manchem gar Mangel leiden mußten. Die Kinder bekamen die Blattern und man zweifelte lange an ihrem Aufkommen. Zuletzt wurde die Frau von Kummer, Sorgen und schlaflosen Nächten selbst krank.

Rosa hatte dieses alles, bis auf die kleinsten Umstände, von der gesprächigen Thorwärterin erfahren. Denn Rosa selbst war äußerst selten, nur wenn es ihr befohlen wurde und sie den Befehl nicht ablehnen konnte, in jene oberen Zimmer und Gänge des Schlosses hinaufgekommen, die der Ritter und seine Familie bewohnten. Bey jeder Staffel, die sie betrat, wuchs ihr Widerwillen, und sie eilte, so sehr sie konnte, wieder die steinere Stiege herab. Ein Stich war ihr in das Herz gegangen, so oft sie den Ritter oder jemand von seiner Familie erblickt hatte. Ohne es sich selbst recht bewußt zu seyn, nährte sie in ihrem Innern eine tiefe Abneigung — nicht nur gegen Kunerich, der ihrem Vater so schreckliches Un-

recht gethan und ihm Gut und Freyheit geraubt hatte, sondern auch gegen Kunerichs Gemahlin und Kinder.

Rosa erzählte ihrem Vater, wie es nun oben im Schlosse stehe. Ein kaum merkliches Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesichte als sie davon sprach. „Nun, sagte sie, mögen sie es auch aus Erfahrung inne werden, was Elend sey; nun mag ihr Stolz sich beugen lernen. Diese Rittersfrau, die immer im Glanze und Ueberfluß lebte, ihre Kinder aufs prächtigste kleidete, beständig von vornehmen Freundinnen besucht wurde, und sie wieder besuchte, kann nun so einsam und stille leben, wie in einer Klosterzelle; sie macht nun neue Bekanntschaften — mit Thränen und mit Seufzern. Und der stolze, übermüthige Ritter, der uns und andern vielen Jammer bereitete, erfährt nun die Wahrheit des Sprichwortes: „Mit welchem Maaße man ausmißt, wird einem zuletzt wieder eingemessen.“

Allein der edelmüthige Vater billigte die Gesinnungen seiner Tochter nicht. „Wie, meine Rosa, sprach er, dich — dich höre ich so sprechen? Dein sanftes, mildes Angesicht seh' ich von schadenfrohem Lächeln entstellt! O nicht doch, liebes Kind! Diese Gesinnungen sind nicht gut. O laß den Groll dein edles Herz nicht vergiften! Es ist wahr, dieser Ritter hat an mir gehandelt, wie es nicht recht ist. Er haßte mich ohne Ursache, und that mir viel Böses. Allein ist dir denn die Lehre und das Beyspiel unsers

göttlichen Erlöſers ſo fremd? Sollen wir denn die nicht lieben, die uns haſſen? Sollen wir denjenigen, die uns Böſes thun, nicht Gutes erweiſen? — Und wie, das Böſe, das Kunerich uns that, wollteſt du auch ſeiner Gemahlin entgelten laſſen? — Ihr, die durch ſein rohes Weſen ohnehin genug leiden mag und ſein Verfahren gegen uns ſicher nicht billigt! Ja, was der Vater verbrach, wollteſt du ſogar an ſeinen Kindern rächen, die noch Unſchulden ſind und noch nicht rechts und links wiſſen? Roſa! Roſa! laß dich die Liebe zu deinem Vater nicht zum Haſſe gegen ſeinen Feind verleiten! Sieh, ich haſſe ihn ja auch nicht. Ja, mein Gott, fuhr er fort, legte ſeine Hand auf die Bruſt und erhob die Augen zum Himmel, Du weißt es — wenn ich dieſen Ritter im Getümmel der Schlacht in Lebensgefahr erblickte, ich würde mich hineinſtürzen unter feindliche Schwerter und Spieſe, um ihm das Leben zu retten — und ſollte ich auch das meinige zum Opfer bringen müſſen! — Und du, Roſa, wenn du wieder in Glück und Wohlſtand lebteſt, und wenn ſeine Frau und ſeine Kinder in Noth und Elend geriethen, und vor deiner Thüre um Hülfe flehten, würdeſt du ihnen Herz und Thüre verſchließen, und die armen Kleinen und ihre jammernde Mutter, die uns kein Leid thaten, hülflos von dannen ziehen, und in ihrem Elende umkommen laſſen?“

„Nein, ſagte Roſa gerührt, dieß würde, dieß

könnte ich nicht thun. Ich würde ihnen von Herzen gern von allem, was ich hätte, mittheilen.“

„Ich zweifle! sagte der Vater. Da du ihnen nicht einmal das kleinste — einen freundlichen Blick, ein gutes Wort geben magst, wie solltest du ihnen etwas Größeres geben? Da du stets alle Gelegenheit fliehest, sie nur zu sehen, wie könntest du je Gelegenheit finden, ihnen Gutes zu thun? Aendere jetzt dein Betragen gegen sie. Begegne ihnen jetzt von Herzen freundlich; nur dann wirst du, wenn sich ein Anlaß dazu ergibt, ihnen noch mehr thun.“

„Ich rathe dir dieß nicht aus menschlicher Klugheit — um so unsere mächtigen Feinde, in deren Gewalt wir sind, zu gewinnen, damit sie uns dasjenige zurückgeben, was sie uns genommen. Wenn wir nur deßhalb freundlich gegen sie wären, so hätte diese Freundlichkeit gar keinen Werth. Sie wäre eine elende kriechende Heucheley, deren wir uns schämen müßten.“

„Nein, meine liebste Tochter, die wahre Menschenfreundlichkeit, diese himmlische Blume, kann nicht aus der schmutzigen Wurzel des Eigennutzes emporblühen; sie kommt nur aus dem Grunde eines reinen, wohlwollenden Herzens; sie ist nur der Abglanz und Wiederschein jener himmlischen Liebe, die das Wesen unserer heiligen Religion ausmacht und jedes wahrhaft fromme Herz erfüllen muß.

Gott selbst ist ja die Liebe. Er liebt die Menschen

als seine Kinder. Er läßt sogar seinen ungerathenen Kindern unter ihnen noch seine Sonne scheinen, und giebt ihnen Thau und Regen. Er will, daß auch diese sich bessern und daß einst alle zu Ihm in den Himmel kommen. Ja der Sohn Gottes gab sogar sein Leben dahin und vergoß sein Blut, sie zu retten. So müssen auch wir die lautere Liebe seyn. Wir müssen alle Menschen als unsre Geschwister lieben, ihnen Gutes thun und auch die feindseligen, bösartigen nicht von unsrer Liebe ausschließen. Wir sollen bereit seyn, selbst unser Leben für sie dahin zu geben. Wir sollen sie lieben, wie uns selbst. Ja unsere Liebe muß sich von der Erde zum Himmel empor schwingen. Wir müssen Gott, der über alles liebenswürdig ist, nicht nur über alles lieben; wir müssen auch trachten, Ihm an Liebe zu gleichen."

„Nur diese heilige Liebe gegen Gott und Menschen — auch gegen Feinde — macht uns fähig, einst in den Himmel aufgenommen zu werden. Eine liebelose Menschenseele würde selbst im Himmel unselig seyn. Wer noch haßt, taugt nicht hinein. Die Liebe ist die Quelle aller Seligkeit im Himmel; sie macht den Himmel erst zum Himmel."

„Eben deßwegen ist es die Aufgabe unsers Lebens auf Erden, diese himmlische Liebe, gleich einem edlen Gewächse, in unser Herz zu pflanzen, sie zu pflegen, und sie zur Vollkommenheit zu bringen. Die Liebe zu nichtswürdigen Dingen, eitler Ehre,

ſinnlicher Luſt, vergänglichen Gütern läßt der himmliſchen Liebe in dem Herzen der Menſchen keinen Platz finden und erſtickt, gleich ſtechenden Dornen, ſie ſchon im Keime. Deßwegen, um unſer Gemüth von Stolz, Eigennutz, Begierde nach Erdenluſt zu reinigen, ſendet uns Gott Leiden zu; deßwegen nahm er wohl auch uns den Glanz unſers Standes, unſere zeitlichen Güter, die irdiſchen Vergnügungen, die der Reichthum verſchafft. Denn glaube ſicher, liebe Tochter, ſo lange uns Gott Leiden ſendet, iſt noch immer etwas in uns, wovon uns nur das Leiden reinigen kann. Wir wollen, meine liebſte Roſa, Gottes liebevolle, väterliche Abſicht erkennen, ſie nicht durch Haß gegen unſere Beleidiger vereiteln, und uns nicht um den Segen bringen, den Gott uns durch Leiden bereitet.“

Roſa hörte ihrem Vater aufmerkſam zu. „Du haſt Recht, liebſter Vater, ſagte ſie, indem ſie ihn mit ihren Augen voll Thränen freundlich anblickte. O wie weit habe ich noch hin, des Himmels werth zu ſeyn. Nun, ich will mich mit Gottes Hülfe beſſern; da haſt du meine Hand darauf! Ich will trachten, Gott über alles, und alle Menſchen — auch Kunerich und ſeine Frau und Kinder — wie mich ſelbſt zu lieben. Und kann das Leiden mich beſſer und liebevoller machen, ſo will ich gern leiden, ſo lange es Gott will. Denn was iſt dieſe

Spanne Zeit, in Leiden hingebracht, gegen eine ſelige Ewigkeit."

Roſa hielt getreulich Wort. Sie wich den Kindern des Ritters, die jetzt wieder geſund waren, und zu Zeiten in Begleitung ihres Kindermädchens in den Schloßhof herab kamen und da ſpielten, nicht mehr vorſätzlich aus. Sie that nie mehr, als ſähe ſie dieſelben nicht. Sie grüßte ſie mit freundlichem Lächeln. Sie ließ ſich mit ihnen in kleine Geſpräche ein. Sie ſuchte ihnen allerley Gefälligkeiten zu erweiſen. Sie ließ ſich von Agnes das zahme Reh und das Paar Turteltäubchen bringen, und ſchenkte das Reh dem Knaben und die Täubchen den zwey kleinen Fräulein. Sie fand in dem Knaben und den zwey Mädchen ſehr liebenswürdige Kinder. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie gegen dieſe holden Geſchöpfe bisher ſo unfreundlich ſeyn konnte. „Ich habe mich ſelbſt um viele Freude gebracht, ſagte ſie, mein Fehler war zugleich meine Strafe. O wie Recht hat mein Vater: Es iſt beſſer, freundlich und verſöhnlich, als feindſelig rachgierig ſeyn!" Allein bald fand Roſa Gelegenheit, die Lehren ihres Vaters nach deren ganzem Umfange in Erfüllung zu bringen.

Vierzehntes Kapitel.

Rosa's Heldenmuth.

Es war nach langem Regen wieder einmal ein ungemein schöner, freundlicher Herbsttag angebrochen. Die Sonne war so hell, so warm aufgegangen, sie schien so freundlich zwischen die hohen Mauern der Burg herein, daß alles wie neu auflebte. Die Leute in dem Schlosse hatten sich auf das Feld hinaus gewagt, den Rest der Feldfrüchte herein zu bringen. Das Kindermädchen, Namens Thekla, war nach Tische mit Kunerichs drey Kindern in den Schloßhof herab gekommen.

Mitten in dem großen, geräumigen Schloßhofe befand sich ein prächtiger Brunnen. Er war mit einer Mauer von schön behauenen Steinen eingefaßt, und sechs schlanke Säulen trugen das hohe steinere Spitzdach empor, das nach der Art altertümlicher Münsterthürme sehr kunstreich mit allerley steinernen Verzierungen geschmückt war. Der Brunnen war von ganz ungemeiner Tiefe. Man hatte beynahe eine Viertelstunde zu thun, den einzigen großen Eimer vermittelst eines angebrachten Rades hinab und herauf zu winden. Die Fremden,

deren gar viele die Burg beſuchten, bewunderten alle den Brunnen als die größte Merkwürdigkeit der Burg. Um ihnen einen Begriff von der ungeheuren Tiefe des Brunnens zu geben, warf man kleine Kieſelſteine hinab — und da war kein Reiſender, der nicht erſtaunte, wie lange es anſtand, bis der Schall des hinab gefallenen Steines endlich wieder herauf kam. Auch ſtellte man wohl eine brennende Kerze in den Eimer und ließ ſie ſo hinab, und es war wunderſam anzuſehen, wie das Licht rings die Mauer, aus der hie und da ein grünes Kräutchen zwiſchen den Steinen heraus wuchs, ſo ſchön beleuchtete, ſich in jedem Tropfen der naſſen Mauerſteine ſpiegelte, und zuletzt wie ein röthlicher Stern aus der tiefen Nacht herauf ſtrahlte. Die Maurer, die zu Zeiten hinabſteigen, und den Brunnen ausbeſſern oder reinigen mußten, brauchten eine Menge Leitern, die ſie an eigens dazu in die Mauer geſchlagene Hacken befeſtigten. Es war eine alte Sage, wer ſich, bevor der Brunnen mit einem Dache verſehen worden, unten in dem dunkeln Brunnen befand, habe am hellen Mittage die Sterne an dem blauen Himmel glänzen geſehen. Der Brunnen war mit einem großen runden Raſenplatze, der ſich in dem gepflaſterten Hofe ſehr gut ausnahm, und mit einem Kreiſe von Vogelbeerbäumen umgeben.

Die drey Kinder ſpielten nun auf dem grünen Platze am Brunnen. Die kleinen Fräulein, Jobs

und Emma, waren über den Anblick der ſchönen, ſcharlachrothen Vogelbeeren, die jetzt reif waren, hoch erfreut. Thekla mußte ihnen einige Trauben abbrechen. Sie faßten ſehr geſchäftig die Beeren an Fäden, nannten die angefaßten rothen Beeren ihre Korallenſchnüre, ſchmückten, nicht ohne frühe mädchenhafte Eitelkeit, Hals und Arme, und bildeten ſich auf den ſeltſamen Schmuck nicht wenig ein.

Eberhard, der Knabe, warf zum Zeitvertreibe Kieſelſteine in den Brunnen; er ſuchte immer die gröſten heraus, die er finden konnte, horchte aufmerkſam, bis der Stein im Waſſer klatſchte, und hüpfte dann vor Freude. Als er dieſes Spieles überdrüſſig wurde, und ſich ein wenig von dem Brunnen entfernte, kam ein Vögelein herbeygeflogen; ſetzte ſich auf den Rand des Eimers, und weil, wie gewöhnlich, ein klein wenig Waſſer in dem Eimer geblieben war — ſo flog es hinein, zu trinken oder ſich zu baden. Der Knabe ſah das Vögelein hinein fliegen. „Wartet, ſagte er in ſeiner kindlichen Einfalt zu ſeinen zwey kleinen Schweſterchen, das Vögelein will ich jetzt leicht fangen. Habt nur wohl Acht; das wird einen hübſchen Spaß abgeben.“ Er kletterte an der ſteinernen Einfaſſung des Brunnens hinauf, ſtreckte den kleinen Arm nach dem Eimer aus, neigte, als er ſein Aermchen bey weitem zu kurz fand, ſich immer weiter hinüber, bekam das

Uebergewicht — und ſtürzte hinunter in den ſchrecklichen Abgrund.

Die beyden kleinen Fräulein am Brunnen erhoben ein entſetzliches Jammergeſchrey. Thekla, das Kindermädchen, die um zu naſchen in die Schloßküche geſchlichen war, ſprang erſchrocken herbey. Sie hörte gegen alle ihre Erwartung den Knaben in dem Brunnen noch jammern und ſchreyen. Sie ſchaute hinunter. Er war weit unten mit einem Flügel ſeines Kleides an einem Mauerhacken hängen geblieben. Allein — da ſtand ſie und wußte nicht, was ſie anfangen ſollte! Die Ritterſfrau lag noch krank zu Bette und konnte nicht aus dem Zimmer, die übrigen Leute des Schloſſes waren draußen auf dem Felde. Das zitternde, todtenbleiche Mädchen ſchlug die Hände ober dem Kopfe zuſammen, und rief laut jammernd Gott und alle Heilige um Hülfe an.

Jetzt kam plötzlich Roſa herbey. Sie hatte zu Hauſe bleiben müſſen, weil das kleine Mädchen der Thorwärterin in der vergangenen Nacht erkrankt war, und die Blattern zu bekommen ſchien. „O geſchwind, ſagte Roſa zu Thekla, hilf mir in den Eimer hinein ſteigen — und laß ihn dann ſorgfältig hinunter. Mit Gottes Hülfe hoffe ich den Knaben zu retten!“ Roſa befahl ſich, mit einem vertrauensvollen Blicke zum Himmel, dem Schutze Gottes und ſtieg in den Eimer. Ein Schauder nach dem andern überlief ſie,

als ſie immer tiefer und tiefer hinab ſank — die feuchte kalte Luft des Brunnens ſie anwehte — die Sonne ihr zu erlöſchen ſchien und es immer dunkler um ſie her wurde. Endlich kam ſie dem jammernden Knaben nahe; ſie ſchrie aus der Tiefe herauf: „Halt!“ und der Eimer ſtand. Sie bemühte ſich nun, den Knaben in ihre Arme zu faſſen, und ihn von dem Hacken los zu machen. Allein das war ſehr ſchwer und höchſt gefährlich. Sie konnte nicht beyde Arme ganz frey gebrauchen, weil ſie — um nicht ſelbſt in den Abgrund zu ſtürzen — immer die Kette mit einem Arme mußte umſchlungen halten. Es wollte nicht gehen. Es überfiel ſie eine unbeſchreibliche Angſt, die ihr den kalten Schweiß auf die Stirne trieb. Sie flehte aus der ſchauerlichen, dunkeln Tiefe mit inbrünſtigen Seufzern zu Gott, Er wolle ſie in dieſer äußerſten Noth nicht verlaſſen. Endlich gelang es. Sie nahm den Knaben auf den Arm — und er ſchlang beyde Händchen feſt um ihren Hals, als fürchtete er noch immer zu fallen. Er hörte auf zu weinen und ſie ſchrie nun: „Auf, zieh auf!“ Mit Freuden ſpürte Thekla das vermehrte Gewicht des Eimers — und fing nun an, ihn hurtig herauf zu winden.

Die kranke Mutter des Knaben war auf das Jammergeſchrey im Schloßhofe an das Fenſter herbey gekommen. Mit einem Schrecken, der ſie gleich einem Blitze traf, hörte ſie von den jammernden Kin-

dern im Schloßhofe die Worte: „Eberhard ist in den Brunnen gefallen.“ Die furchtbaren Worte dünkten ihr gleich einem Donner im ganzen Schlosse zu wiederhallen. Die arme, leichenblasse Frau hielt sich an dem Fenstergesimse — ihre Knie wankten — ihre Hände zitterten — sie konnte nicht von der Stelle. Es war ihr, als wollte das Klopfen ihres Herzens ihr die Brust zersprengen.

Thekla rief ihr zu, Eberhard sey hängen geblieben; des Thorwärters Dienstmädchen suche ihn herauf zu holen. Da regte sich ein schwaches Fünklein von Hoffnung in ihrem Herzen. Sie fing an zu bethen. Die Stimme versagte ihr — aber aus allen Tiefen ihres Herzens flehte sie zu Gott um Rettung ihres erstgebornen, ihres einzigen Sohnes. Unverwandt waren ihre Augen auf den Brunnen gerichtet. Endlich kam Rosa zum Vorschein, indem sie den Knaben, der sich fest an sie anschmiegte, als schlummerte er, mit einem Arme umschlang, und mit dem andern die Kette hielt. Als der Eimer weit genug herauf gewunden war, und Rosa mit dem Kinde in Mitte der steinernen Einfassung über dem Abgrunde schwebte, befestigte Thekla das Rad, trat an den Rand des Brunnens, zog den Eimer mit einem dazu bestimmten Hacken zu sich herüber, und wollte den Knaben in ihre Arme fassen. Allein es fehlte dem schwächlichen und noch immer zitternden und beben-

den Mädchen an Kraft und Gewandheit, zu gleicher Zeit den Eimer fest zu halten, und zu gleicher Zeit den Knaben aus Rosa's Armen in die ihrige zu nehmen. Sie bemühte sich lange vergebens. Das war für die Mutter ein schrecklicher Anblick! Jeden Augenblick glaubte sie, alle drey würden in den Abgrund stürzen.

Rosa sah, daß es so nicht gelingen werde; und Thekla ließ den Eimer wieder los. Rosa wollte nun den Knaben Theklen herüber biethen. Allein so weit auch Thekla sich mit weit vorgestreckten Armen hinüber neigte, so fehlte immer noch ein Weniges, ihn zu erreichen. Die Mutter am Fenster konnte dieses gar nicht ansehen; es ward ihr dunkel vor den Augen; sie versuchte, so laut es ihre schwachen Kräfte erlaubten, zu rufen: „O nicht so, nicht so!" Rosa vernahm die Worte nicht; allein sie hatte selbst sogleich bemerkt, auf diese Art sey es noch gefährlicher.

Rosa hielt sich eine Weile still, blickte zum Himmel auf — sann nach und sagte dann schnell: „Thekla, stoße mit dem Hacken den Eimer sanft an, daß er in der weiten Oeffnung des Brunnens langsam hin und her schwebe. Thekla gehorchte, ohne zu wissen, wozu dies helfen solle. „Jetzt, sprach Rosa und lächelte der bebenden Thekla Muth zu, jetzt — wenn dir der Eimer von selbst nahe kommen wird, so

faſſe das Kind ſchnell und kräftig in beyde Arme. Warte aber noch — bis ich es dir ſagen werde! — Sieh — jetzt — jetzt!“ Thekla nahm jetzt mit leichter Mühe den Knaben in die Arme und ſetzte ihn auf die Erde.

Nun both ſie Roſen die Hand, ihr heraus zu helfen. Allein Roſa ſagte: „Stoße lieber den Eimer ſo an, daß er ſich der Säule da nähern muß.“ Thekla that es, und als der ſchwebende Eimer der Säule nahe kam, umklammerte Roſa die Säule, trat auf die Einfaſſung des Brunnens und ſprang herab auf den Erdboden. O wie froh war ſie, als ſie wieder den feſten Boden unter ihren Füßen fühlte; wie freute ſie ſich wieder des hellen Sonnenlichtes und des blauen Himmels. Sie ſank auf die Knie und blickte zu Gott auf, der ſie und das Kind gerettet. „Guter Gott, Dir ſey Dank!“ war ihr erſter Gedanke. „Wie wird ſich mein Vater freuen, wie zufrieden wird er mit ſeiner Roſa ſeyn!“ war der zweyte. Sie eilte, ihm ſogleich die Freudennachricht von der glücklichen Rettung des Kindes zu bringen. Er umarmte ſie mit Thränen der ſüßeſten Freude, die je das Auge eines Vaters geweint hat. „Du haſt den ſchönſten Sieg erkämpft, ſagte er, du haſt dich ſelbſt überwunden und dem Feinde Gutes gethan. Du haſt eine beſſere Heldenthat vollbracht, als der

kühnſte Ritter, der den mächtigſten Feind todt zur Erde hinſtreckt; du haſt ein Menſchenleben gerettet! Werde aber nicht ſtolz, liebſte Roſa. Gott iſt es, der dir die Gelegenheit und den Muth dazu gegeben hat; gieb alle Ehre Ihm allein!“

Fünfzehntes Kapitel.

Rosa's edelmüthige Gesinnungen.

Indessen hatte Thekla den geretteten Knaben der Mutter gebracht. Die Mutter fühlte in diesem Augenblicke ihre Krankheit nicht mehr, stürzte auf ihn zu, umfaßte ihn mit beyden Armen, benetzte ihn mit Freudenthränen und fragte ihn hundertmal, ob ihm nichts wehe thue. Er war unversehrt; nur sah er von Angst und Schrecken noch sehr bleich aus. Sie fiel, indem sie den Knaben in den Armen hielt, auf die Knie und rief weinend: „Du, o Gott, hast mir ihn wieder geschenkt; Dir will ich ihn erziehen!“

Sie stand wieder auf, setzte sich erschöpft auf das Bett, nahm den Knaben auf ihren Schooß und sprach: „O du böses Kind, welchen Schrecken hast du mir durch deinen Leichtsinn gemacht! Wie oft habe ich dir gesagt, nicht zu dem Brunnen hinzugehen, von den Pferden hinweg zu bleiben, nicht auf die Bäume zu klettern. Sieh, bald hätte dein Ungehorsam dich um das Leben gebracht. Was hätte dein Vater gesagt, wenn ich dich so verloren hätte! O sey doch von nun an gehorsamer! Wie durch ein

Wunder biſt du mir wieder geſchenkt. Danke Gott, der dich durch ſeinen heiligen Engel gerettet hat!“

Doch, der Engel, der dich rettete, iſt — das arme Köhlermädchen! ſprach ſie um ſich blickend. Iſt ſie nicht da, das gute Kind? — Geh, Thekla, ſuche ſie — eile — laß ſie hieher kommen, daß ich ihr danke. Dieſe That ſoll ihr nicht unbelohnt bleiben.“

Thekla eilte in die Thorſtube. Roſa ſaß ſchon wieder an dem Bette des kranken Mädchens und ſtrickte. „Komm, rief Thekla, du ſollſt den Augenblick herauf zur gnädigen Frau! Freue dich; du bekommſt gewiß ein gutes Trinkgeld.“ Was Thekla vom Trinkgelde ſagte, hatte Roſa's feines Gefühl beleidigt. Sie hatte keine Luſt, mitzugehen — ſie wollte keinen Lohn. Indeſſen dachte ſie, wenn ſie die Einladung nicht annähme, ſo wäre es unfreundlich und könnte die erfreute Mutter betrüben. Sie ging alſo. Beſcheiden und mit erröthenden Wangen trat ſie in das Zimmer. Die gnädige Frau, die neben dem ſchlummernden Knaben auf dem Bette ſaß, eilte ihr mit offenen Armen entgegen; ſie dachte nicht ihres Ranges, und ſchloß das dürftig, in Zwilch und rauhe Wolle gekleidete Mädchen zärtlich in ihre Arme. „O meine Tochter, ſagte ſie, wie vielen Dank bin ich dir ſchuldig! Welche edle That haſt du vollbracht! Welchen unendlichen Jammer haſt du von mir abgewendet! Welche unausſprechliche Freude machſt du

mir! Ohne dich läge der holde Knabe, der jetzt so ſanft auf dem Bette ruht, kalt und todt in dem Abgrunde jenes Brunnens. Du haſt mein Kind dem Tode entriſſen und es mir wieder geſchenkt; von nun an ſollſt du gehalten ſeyn, wie eines meiner Kinder, und in mir eine wahre Mutter finden. Bleibe von nun an auf immer bey mir.“

„Dich aber, ſprach ſie zu Thekla gewendet, mit Ernſte aber dennoch ſanft und ohne alle Aufwallung von Zorn, dich kann ich ferner nicht mehr in meinem Dienſte behalten. Du haſt die leichteſte Pflicht, das Kind nie aus den Augen zu laſſen, die jeder Kinderwärterin heilig ſeyn ſoll, ſchlecht erfüllt. Du wäreſt aus einer Kinderwärterin bald eine Kindermörderin geworden. Ich werde dir heute noch deinen Lohn auszahlen laſſen und morgen räumeſt du dieſes Schloß.“

Thekla weinte und ſchluchzte, und bath um Verzeihung und Gnade. Sie fiel auf ihre Knie — ſie ſagte, daß ſie, als eine arme Waiſe, nicht wiſſe wohin, daß ſie gewiß ſich beſſern werde.

Allein die Frau ſprach: „Dieß haſt du mir ſchon öfter verſprochen und nicht Wort gehalten. Ich kann mich nicht mehr auf dich verlaſſen. Es fällt mir ſchwer dich fortzuſchicken. Allein ich kann dir zu Gefallen meine Kinder nicht einer beſtändigen Todesgefahr ausſetzen. Geh alſo — und betrage dich in deinem künftigen Dienſte vernünftiger.“

Roſa ſprach: „Erlaubet mir, gnädige Frau, ein

Wort für Thekla zu ſprechen, und nehmet meine Freymüthigkeit nicht ungültig auf!“

„Es iſt wahr, und wohl habt Ihr Recht, Thekla hat gefehlt. Ihr Leichtſinn hat Eurem Mutterherzen eine Todesangſt verurſacht, und hätte Eurem Sohne bald das Leben gekoſtet. Allein Thekla, die das leider nicht zuvor bedachte, wird ſich dieſe ſchreckliche Begebenheit zur Warnung ſeyn laſſen, und gewiß in ihrem Leben nicht mehr ſo leichtſinnig handeln.“

„Und hat denn Thekla nur gefehlt? Hat ſie nicht ſich redlich bemüht, ihren Fehler wieder gut zu machen? Hat ſie nicht treulich mitgeholfen, ja — wie ihr es ſelbſt geſehen — ſogar ihr Leben daran gewagt, Euren Sohn zu retten? Und ſoll nun nur ihres Fehlers gedacht werden, und von ihrer treuen Hülfe gar keine Rede ſeyn? Wolltet ihr ſie, die ſich bey der Rettung Eures Sohnes wahrhaft als eine gute, treue Seele erwieſen, ohne Erbarmen verſtoßen und ſie weinend von hier ſcheiden laſſen?“

„Seht, Gott hat eben jetzt Euer Gebeth erhört; verſchmähet in der nämlichen Stunde die Bitten und das Flehen einer Leidenden nicht! Gott hat Euch Barmherzigkeit erzeigt; erweiſet ſie nun auch Andern! Gott hat Euch Euer liebes Kind wieder geſchenkt; entzieht nun einer armen verlaſſenen Waiſe ihre gütige Pflegmutter nicht. Gott ſelbſt verzeiht ja dem Reuigen, der ſich ernſtlich beſſern will; ſo verzeihet

denn auch Ihr. Gott giebt Euch eine schöne Gelegenheit, den Dank, den Ihr Ihm schuldig seyd, sogleich durch die That zu beweisen — indem Ihr der tiefbetrübten Thekla verzeiht, und sie wieder zu Gnaden aufnehmet."

„Ach wie haben Thekla und ich uns über die glückliche Rettung des Kindes gefreut und mit Euch Freudenthränen vergossen! Wollet Ihr, die Glücklichste aus uns — denn was geht über Mutterfreude! — gerade die seyn, die heute durch Unerbittlichkeit eine Unglückliche macht? Könntet Ihr, ehe noch die Freudenthränen auf Euren Wangen vertrocknet sind, der armen Thekla Thränen des bittersten Schmerzens auspressen — ohne diese Thränen wieder mit milder Hand abzutrocknen? Nein, das könnet Ihr nicht, edle Frau."

„Was übrigens mich betrifft, so nehme ich die mir angebotene Stelle nicht an. Ich würde mich vor der Sünde fürchten, ein armes Dienstmädchen aus ihrer Stelle zu verdrängen, und mein Glück auf fremdes Unglück zu bauen."

Die Frau sah das vermeynte Köhlermädchen mit großen Augen an. „In der That, sagte sie, ich weiß nicht, soll ich deinen Heldenmuth oder deine edelmüthigen Gesinnungen mehr bewundern! Wer könnte einer solchen Fürbitterin widerstehen? Thekla soll ihre Stelle nicht verlieren — aber du mußt dennoch bey mir bleiben. Ich lasse dich nicht mehr von

mir — wunderbares Mädchen! — hätte ich bald gesagt. Dich ganz zu belohnen — sehe ich mich jetzt außer Stande da mein G mahl weit entfernt ist und ich gleich einer armen Gefangenen in dieses Schloß eingesperrt bin. Ich hoffe aber, es soll bald der Tag anbrechen, da mein Gemahl aus dem Felde zurückkommen und dich dann herrlich belohnen wird. Indeß gieb deinen Dienst bey der Thorwärterin auf und sey meine Tochter, meine Gesellschafterin, meine Freundin. Ich laß dich sogleich neu kleiden; du bist zu etwas Besserem geboren, als zu dem Stande der Dienstbarkeit.“

Rosa wurde von dem Betragen der sanften, freundlichen Frau, die ihr so unbeschreiblich liebreich begegnete, und auch der reuigen Thekla so großmüthig verzieh, innig gerührt. Sie fühlte eine aufrichtige Hochachtung gegen die Frau, und wäre in dieser Hinsicht gern bey ihr geblieben. Allein sie dachte ihres Vaters, zu dem sie dann nicht mehr so oft hätte kommen können, und den man dann fremden Händen übergeben hätte. Das Geheimniß, daß sie Edelberts Tochter sey, zu entdecken, trug sie Bedenken. Sie wollte zuvor ihren Vater um Rath fragen. Sie sagte daher: Verzeiht mir, daß ich auch dieses Anerbiethen nicht annehmen kann. Ich erkenne Eure Güte mit Dank. Allein eines Theils ist es besser, daß wir, wenn uns mit Hülfe je etwas Gutes auf Erden gelungen ist, keinen Dank anneh-

men; wir haben ihn dann im Himmel zu erwarten. Und andern Theils bin ich in meinem Dienſte ſo zufrieden und vergnügt, daß ich mich gar nach keiner andern Stelle ſehne. Der Stand adelt den Menſchen ja nicht, ſondern die Art, wie er die Pflichten ſeines Standes erfüllt und die Beſchwerden deſſelben erträgt. Ich habe als Dienſtmädchen des Kerkermeiſters Gelegenheit, den Gefangenen manche kleine Wohlthat zu erweiſen. Ich bin glücklich; macht mich durch Eure Güte nicht unglücklich.“

„Sonderbares Kind! ſagte die Frau; ich begreife dich nicht. Deine Reden von deinem Glücke in deiner dunkeln Thorſtube, und von dem Unglücke hier bey mir kommen mir ſeltſam vor. Iſt denn gar nichts in meiner Macht, womit ich dir dienen kann? Verlange was du willſt — und ich verſpreche es dir bey meiner Ehre, es ſoll dir — wenn es anders möglich iſt — gewährt ſeyn?“

„Nun denn, ſagte Roſa, ſo nehme ich Euch beym Worte. Gebt mir, ſo lange ich es nothwendig finden werde, Bedenkzeit, um was ich Euch bitten ſolle. Ich denke, die Zeit wird nicht ausbleiben, da Ihr mir zu einem groſſen Glücke verhelfen könnet. Indeſſen laßt mich in meiner glücklichen Dunkelheit. Doch — verzeiht, daß ich jetzt gehe; ich darf das kranke Kind der Thorwärterin nicht länger allein laſſen.“ Sie ging eilends zur Thüre hinaus.

Sechszehntes Kapitel.

Rosa's adeliche Abkunft wird entdeckt.

Die Frau — Hildegard von Fichtenburg war ihr Name — zeichnete sich durch ihr edles Herz eben so sehr aus, als durch ihren Verstand. Sie wußte Rosa's Edelsinn zu schätzen; sie fühlte das innigste Wohlwollen gegen sie und wünschte, sie glücklich zu sehen; allein sie konnte aus ihrem Betragen nicht klug werden. Sie glaubte, nicht ohne Grund, in ihrem ganzen Wesen etwas Geheimnißvolles zu finden. Sie stützte den Kopf auf die Hand und sann darüber nach.

„Wie kam dieses arme Köhlermädchen zu diesen Gesinnungen, sagte sie, und zu der Art, sie auszudrücken? Wo nimmt sie diesen Anstand her, mit dem sie in das Zimmer trat und mit dem sie sich durchgehends benahm? Sie war so wenig verlegen, mit mir zu reden — als wäre sie von jeher mit dem Adel umgegangen, als hätte sie die sorgfältigste Erziehung genossen! In der That, dieses alles befremdet mich fast noch mehr, als ich ihren Heldenmuth, ihre Besonnenheit und ihre Geistesgegenwart bewundern

muß. — Und was kann wohl die Urſache ſeyn, daß ſie nicht beſtändig um mich ſeyn mag, da ſie es bey mir doch viel beſſer hätte? Es muß etwas dahinter ſtecken. Sollte ſie unerlaubte Wege gehen? Sollte es ein Geheimniß ſeyn, über deſſen Entdeckung ſie erröthen müßte? Ich glaube nicht. Indeß muß ich ſie näher beobachten."

Sie gab vorerſt dem alten Burgvogte den Auftrag, auf alle Tritte und Schritte derſelben wohl Acht zu haben. Der Mann that es, und hatte nichts als lauter lobenswürdige Dinge zu berichten. Eines Morgens aber brachte der dienſteifrige Mann mit brennendem Kopfe die Nachricht, daß Roſa ſpät in der Nacht, wenn alles bereits in tiefem Schlafe liege, den feindlichen Rittersmann im Gefängniſſe beſuche, und Stunden lang bey ihm verweile. „Die Sache däucht mir äußerſt bedenklich und gefährlich, ſagte er; das Mädchen könnte ein großes Unglück über uns bringen, wenn ſie dem Ritter hülfreiche Hand böthe, zu entrinnen; und an Muth dazu fehlt es dem kühnen Mädchen nicht. Indeſſen weiß ich noch nicht, was ſie mit einander auszumachen haben. Ich horchte an der Kerkerthüre aus Leibeskräften; ich hörte aber nichts, als ein unverſtändliches Gemurmel." Dieß kam nun eben nicht daher, weil Edelbert und Roſa beſonders heimlich redeten, ſondern weil der alte Mann beynahe taub war.

Die Frau von Fichtenburg erſtaunte nicht wenig.

„Edelbert, sagte sie, ist unser ärgster Feind, unser Todfeind. Dieß hat mir mein Gemahl öfter betheuert, wenn ich ihn bath, den armen Ritter nicht so zu quälen. Ja, mein Kunerich wußte mir von diesem Edelbert so viel Nachtheiliges zu erzählen, daß ich nicht daran zweifeln kann, Edelbert sey höchst feindselig gegen uns gesinnt. Daß dieses fremde Mädchen mit unserm ärgsten Feinde in solcher Vertraulichkeit steht, gefällt mir nicht. Ich will einmal selbst hören.“

Sie befahl dem Burgvogte, wohl Acht zu haben, wenn Rosa den Ritter wieder besuchen würde — und ihr sogleich Nachricht davon zu geben; sonst aber niemanden in der Burg etwas davon zu sagen. Indeß sah sie Rosa fast täglich, behandelte sie mit auszeichnender Güte, und machte ihr allerley kleine Geschenke.

Einige Tage nachher kam der Burgvogt zu Nacht und sagte. „Jetzt, gnädige Frau!“ Sie warf sogleich einen schwarzen seidenen Mantel um und eilte an die Thüre des Gefängnisses. „Es ist wohl kein lobenswerthes Geschäft, das ich da treibe, sprach sie bey sich selbst. Horchen ist etwas Schlechtes und Niedriges. Indeß thue ich es ja nur, weil ich um das Wohl des armen Mädchens aufrichtig besorgt bin — und dann auch das Wohl der Meinigen nicht aus den Augen verlieren darf. Die Thüre war nur angelehnt, und in dem Gefängnisse brannte ein Licht.

Sie konnte jedes Wort vernehmen, das geredet wurde. Sie hörte also zu, was Edelbert und Rosa mit einander sprachen.

„Die Pfirsiche sind vortrefflich, sagte der gefangene Ritter; sie sind von eben der Art, wie sie der Baum trägt, der in unserm Schloßgarten an dem Thurme aufgezogen ist. Sie waren mir immer die liebste Frucht. Lieblich für das Auge ist das sanfte, wie hingehauchte Roth, angenehm und kräftig ist ihr Geruch, und saftreich und fein ist der Geschmack.“

„Ach, mein Gott! sagte Rosa. Mir kommen die Thränen in die Augen, indem ich diese Pfirsiche ansehe! Wenn ich nur wieder einmal solche liebliche Früchte von jenem Baume in unserm Garten pflücken, und sie dir, lieber Vater, wie in den vergangenen Zeiten, in einem reinlichen, zierlich mit Rebblaube ausgelegten Körbchen auf dein Zimmer bringen könnte!“

„Danke Gott, liebe Tochter, daß du mir diese bringen kannst! sprach Edelbert. — Kaum zehn Pfirsiche trug dieses Jahr der Baum, sagtest du, und drey davon gab dir die edle Frau? Sie ist sehr — sehr gütig gegen dich.“

„Darum meyne ich immer, sagte Rosa, ich soll ihr einmal sagen, daß ich deine Tochter bin. In ihrer Brust ist das Geheimniß, denke ich, gut bewahrt, und sie könnte es von Ritter Kunerich am Besten herausbitten, daß er dir die Freyheit schenke.“

Das denke ich nicht! sprach Edelbert. Du hast gar keine Vorstellung davon, wie er mich haßt. Der Sinn dieser holden Frau mag wohl sanft und mild seyn, wie diese zarte, weiche Pfirsich hier; aber Kunerichs Sinn ist hart, wie der Pfirsichstein. Du würdest dir eher die Zähne ausbeißen, als ihn brechen."

„Aber ich denke doch, sagte Rosa, wenn Kunerich hört, daß deine Tochter mit Gottes Hülfe seinem Sohne das Leben rettete, so werde er dich nicht in diesem Gefängnisse sterben lassen. Wenn ich mich ihm zu Füßen werfe — und ihn bitte, o gewiß, er wird mich erhören!"

„O glaube das nicht so leicht! sprach Edelbert. Ich kenne ihn zu gut. Wenn er auch deine That schön findet, weil sie ihm nützt, wenn er sogar darauf denkt, sich dir dankbar zu bezeugen, so wird er sich doch nicht entschließen können, seinen Haß gegen mich aufzugeben. Dieser ist zu tief gewurzelt. Eher würdest du einen Eichbaum mit den Wurzeln ausheben."

„Aber, lieber Vater, sagte Rosa, wenn man ihn davon überzeugen könnte, daß du, den er um alles brachte, ihn dennoch liebest und segnest, und ihm gern Gutes erzeigen würdest; daß du mich ihn und die Seinigen alle lieben, segnen und ihnen Gutes thun lehrtest; daß ich ohne deine vorhergehende väterliche Ermahnungen auf das Kindergeschrey am

Brunnen vielleicht nicht so schnell herbey geeilt wäre und seinen Sohn wohl nicht gerettet hätte; daß also du die erste Ursache dieser Rettung bist — müßte das nicht seinen harten Sinn aufthauen, wie die laue Frühlingsluft die Eisschollen? Sollte es denn gar nicht möglich seyn ihn zu besänftigen?"

„Möglich, sagte Edelbert langsam, ist es vielleicht; aber mir ist es gar nicht wahrscheinlich. Indeß ist für jetzt nichts zu machen; bis er kommt, muß ich im Gefängnisse bleiben. Wenn die Frau mich auch entließe — ohne seine Einwilligung möchte ichs nicht annehmen. Sie könnte es theuer büßen müssen. Ja wenn sie mich nur frey im Schlosse herum gehen ließe, so könnte der argwöhnische, feindselige Mann tausend böse Dinge daraus folgern. Du schweigst also, Rosa, und ich bleibe in Gottes Namen bis auf weiters gefangen. Ich will der edelmüthigen Frau keine Leiden zuziehen. Gott wird am Ende alles recht machen. Doch — diese Reden machen uns beyde weichherzig. Darum genug für heute." Edelbert und Rosa fingen ein anderes Gespräch an.

Die Frau hatte aber genug gehört; sie eilte zurück auf ihr Zimmer. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen; Erstaunen, Bewunderung, Schmerz wechselten stets in ihrem Herzen. „Dieses verweynte liche, arme Köhlermädchen, dachte sie, ist also ein adeliches Fräulein! Sie hat, um ihrem

Vater nahe zu seyn, diese schlechte Kleidung gewählt und einen so harten Dienst übernommen. Sie hat die Baumfrüchte und ähnliche Geschenke, die ich ihr gab, sich an dem Munde erspart und ihrem Vater gebracht. Aus Liebe zu ihm schlug sie das Glück aus, das ich ihr anbeth, und wollte lieber alles Elend ihrer gegenwärtigen Lage übertragen. Welch ein Herz hat dieses Kind! O wie glücklich wäre ihre Mutter, wenn sie noch lebte! — Und dieses Mädchen, sie, die Tochter eines Vaters, den wir in Ketten und Banden halten, rettete meinem Sohne das Leben? Und dieser Vater lehrte seine Tochter so denken, so handeln? Welche Gesinnungen von Edelmuth müssen sein Herz erfüllen!" Sie brach in Thränen aus. „Nein, sagte sie, er soll frey werden der gute, der edle Mann! Er soll seine Burg und seine Güter wieder zurück erhalten! Der vortreffliche Vater und die gute Tochter sollen so glücklich seyn, als sie es verdienen. O daß es in meiner Macht stünde, ihn sogleich aus seiner Gefangenschaft zu befreyen und ihm all das Seinige zurück zu geben! Noch diese Nacht sollte er seinen traurigen Aufenthalt im Kerker verlassen und morgen des Tages seinen Einzug in Tannenburg halten. Allein dieses ist unmöglich! Der alte taube Burgvogt dahier, der da immer behauptet, die Frauen hätten in Staats- und Kriegssachen keine Stimme, würde für meine Befehle doppelt taub seyn. Er, würde

Edelbert weder aus dem Kerker noch aus der Burg entlaſſen. Unſer Burgvogt zu Tannenburg würde ihn eben ſo wenig aufnehmen. Mein Gemahl aber, wenn er auch nur hörte, daß ich ſo etwas verlangt hätte, würde es mir in ſeinem Leben nicht verzeihen. Doch, wo die Frauen zu ſchwach ſind, ſelbſt zu helfen, vermögen ſie oft noch durch ihre Fürbitten Hülfe zu verſchaffen. Ich will, ſobald mein Gemahl aus dem Felde zurück kommt, einmal verſuchen, was Bitten und Thränen über ihn vermögen. Gott gebe dazu ſeinen Segen!"

„Wie benehme ich mich aber indeſſen gegen Fräulein Roſa? dachte ſie wieder. Soll ich ihr ſagen, daß ich ſie kenne? Soll ich — da die Fehde zwiſchen meinem Gemahl und ihrem Vater auf ſie keinen Bezug haben kann — ſie ganz ihrem Stande gemäß behandeln, ſie als ein adeliches Fräulein kleiden, ihr ein Zimmer im Schloſſe einräumen, ſie an meinen Tiſch nehmen? Welches Aufſehen würde das in der ganzen Burg machen? Der alte ſtarrſinnige Burgvogt würde, unterſtützt von ſeinen alten Kriegsgenoſſen, es nimmermehr geſtatten, daß Roſa auch nur ein Wort mit ihrem Vater ſpreche. Er würde ihn aufs ſtrengſte bewachen laſſen; an eine mildere Haft wäre nicht zu gedenken. Ich hätte ſo den Jammer des guten Fräuleins nur vergrößert. Nein, nein, kein Menſch in der Burg darf für jetzt noch erfahren, daß Roſa Edelberts Tochter ſey. Ihr

ſelbſt will ich nicht einmal ſagen, daß ich davon wiſſe. Denn was könnte ſie, was könnte ihr Vater dadurch gewinnen? Und in welche Verlegenheiten würde ich mich verwickeln? Es iſt das Beſte, ich thue dem edlen Fräulein und durch ſie ihrem Vater, ohne Aufſehen zu erregen, im Stillen ſo viel Gutes als ich kann — und überlaſſe die Enthüllung des Geheimniſſes einem glücklichern Augenblicke, der nicht mehr ferne ſeyn kann."

Siebenzehntes Kapitel.

Rosa bittet um die Befreyung ihres Vaters.

Die Frau von Fichtenburg ließ am folgenden Morgen Rosa rufen und begegnete ihr mit noch größerer Güte, als zuvor. „Ich weiß, sprach sie zu ihr, daß du mit dem guten Ritter, der in unserer Burg gefangen sitzt, großes Mitleiden hast und ihm manches Gute erweisest. Dieß gefällt mir sehr wohl, und ich lobe dich darum. Allein du, mein gutes Kind, hast ja selbst nichts. Ich will künftig deine Wohlthätigkeit aus meiner Küche und meinem Keller unterstützen. Von nun an holest du Speis und Trank für den Ritter bey mir.“ Sie gab der erfreuten Rosa für Edelbert täglich die auserlesensten Speisen von ihrem eignen Tische und den besten Wein, besser als sie selbst ihn trank. Sie richtete es so ein, daß der Burgvogt nichts davon erfuhr und wußte den alten Mann über den Argwohn, den er gegen Rosa gefaßt hatte, vollkommen zu beruhigen. Sie kam täglich mit ihren Kindern in die Thorstube herab, um — wie sie sagte — die

Erretterin ihres Sohnes zu beſuchen, und brachte es durch die Auszeichnung, mit der ſie Roſa behandelte und durch das Anſehen, daß ſie über die Thorwärterin hatte, dahin, daß Roſa's ſchwerer Dienſt um gar vieles erleichtert wurde. Roſa mußte in ihren freyen Stunden die gnädige Frau in deren Zimmer beſuchen und durfte auch die Kinder der Thorwärterin mitbringen — eine Gnade, auf die ſich die Thorwärterin nicht wenig einbildete und ſich glücklich ſchätzte, ein Dienſtmädchen zu haben, das bey der gnädigen Herrſchaft ſich ſo zu empfehlen gewußt.

Indeſſen wartete die Frau von Fichtenburg mit doppelter Sehnſucht auf die Zurückkunft ihres Gemahls. Hätte er nicht Kunde geſchickt, er ſey wieder hergeſtellt, und werde bald zurück kommen — ſie hätte es gewagt, zu ihm in das Kriegslager zu reiſen. Endlich kam Ritter Kunerich mit den zwey Rittern und dem größten Theile der Kriegsleute, die mit ihm zu Felde gezogen waren, nach Fichtenburg zurück. Ritter und Gemeine hatten ihre Helme und Spieſe mit grünem Eichenlaube geſchmückt, und zogen mit großer Pracht und unter dem Schalle der Trompeten zum Burgthore herein. Kunerich ſprang vom Pferde — begrüßte ſeine Gemahlin und ſeine Kinder, die im Schloßhofe ſtanden, mit großer Freude, und ging mit ihnen, den Rittern und Edelknechten und den tapferſten

Kriegern in den groſsen Ritterſaal. Nachdem der laute Jubel der erſten Begrüſsungen vorbey war, und Ritter Kunerich an ſeinem Sohne, der ein ſehr ſchöner blühender Knabe war, ſich noch immer nicht ſatt ſehen konnte, erzählte die Mutter dem Vater die Geſchichte, wie der Kleine in den Brunnen ſtürzte und Roſa ihn rettete. Sie erzählte ausführlich und beſchrieb alles nach dem Leben. Dem Ritter ſchauderte. „Alſo, rief er, wäreſt du bald ertrunken und ich hätte dich bald nicht mehr geſehen, lieber Eberhard! Welch ein namenloſer Jammer wäre dieſes für mich und deine Mutter geweſen! Das Blut in den Adern möchte mir gerinnen, wenn ich nur daran denke. O Knabe werde vorſichtiger!“

Die Mutter brachte das Gewand, das der Knabe damals anhatte, und das ſie zum Angedenken an dieſe Geſchichte aufbewahrte. Sie zeigte dem Vater den Riſs, den der eiſerne Hacken gemacht hatte. Kunerich betrachtete den Riſs ſehr aufmerkſam und ſprach mit Entſetzen: „Es war die höchſte Zeit, daſs Hülfe kam; nur mehr einige Fäden hätten brechen dürfen — und Eberhard wäre verloren geweſen. Das arme Dienſtmädchen hat uns einen ſehr groſsen Dienſt erwieſen. Ja, beym Himmel, daſs war ſchön und edel von ihr; das war ſehr viel von einem Mädchen! Es war eine Heldenthat. Die ſchnelle Entſchloſſenheit und

der Muth des Mädchens gefallen mir noch ganz beſonders. Haſt du ſie aber dafür belohnt?"

„Das, ſagte ſeine Gemahlin, überließ ich dir Alles, was ich ihr hätte geben können, ſchien mir zu geringe — ja gar nichts; denn ſie wagte ihr Leben daran! Mir vergingen faſt die Sinne, als ich ſie ſo in dem Eimer über dem Abgrunde ſchweben ſah! So etwas läßt ſich nicht mit einigen Goldſtücken bezahlen. Ich verwies ſie auf eine Belohnung von dir. Ich hoffe, du werdeſt mich nicht beſchämen!"

Der Ritter war ſo gerührt, wie noch nie in ſeinem Leben. Der ungeſtüme Mann wollte das Mädchen auf der Stelle ſehen. Roſa ward gerufen. Mit beſcheidenem Anſtande trat ſie herein in den Saal. Der Ritter grüßte ſie mit dem lauten freudigen Zurufe: „Willkommen, junge Heldin, willkommen, du Retterin meines Sohnes! Doch ſieh, ſo viel ich mich erinnere, kennen wir uns ja ſchon. Ja, ja, ich habe dich einmal in der Thorſtube geſehen. Allein damals hätte ich es dir nicht angemerkt, daß ein ſolcher Muth in dir ſtecke. Nun, ich bin dir einen großen Dank ſchuldig. Denn ohne dich wäre ich ein unglücklicher Vater. Der heutige frohe Tage wäre für mich ein Tag der tiefſten Trauer. Verlange, was du willſt, und du ſollſt es haben. Ja, rief er, der nie gelernt hatte, ſeine Empfindungen zu mäßigen, im

Uebermaße ſeiner Vaterfreude laut aus: „Ich ſchwöre es dir auf Ritterehre, verlangteſt du auch eines meiner zwey Schlöſſer — Fichtenburg oder Tannenburg — ich würde es dir abtreten.“

Roſa ſagte ruhig und mit jungfräulicher Beſcheidenheit: „Ihr habt ein großes Wort geſprochen, Herr Ritter, und dieſe zwey edlen Ritter hier haben es vernommen. Ich könnte Euch um eine große Gnade bitten, und Ihr dürftet ſie mir nicht abſchlagen. Allein ich verlange keine Gnade, nur um Recht flehe ich Euch an! Gebt mir, gebt meinem Vater zurück, was Ihr uns genommen habt!“

„Wie? Was? Wie war das! ſagte Kunerich betroffen. Ich ſollte euch beraubt und geplündert haben? Wer biſt du? Wer iſt dein Vater?“

„Ich bin Roſa von Tannenburg, ſprach ſie; Edelbert iſt mein Väter? Entlaßt ihn aus dem Gefängniſſe, und gebt ihm ſeine Güter wieder zurück.“

Die zwey fremden Ritter und alle Edelknechte und Krieger, die ſich im Saale befanden, waren Ein Erſtaunen. Ritter Kunerich aber trat einen Schritt zurück und ſtand wie verſteinert. So tief und mächtig ihn die edle That der Tochter gerührt hatte, ſo wild und heftig empörte ſich ſein alter, vieljähriger Groll gegen den Vater. In ſeinem Herzen erhob ſich ein fürchterlicher Streit der widerſprechendſten Empfindungen. Er ward blaß wie eine Wand, blickte mit ſeinen ſchwarzen Augen wild

um ſich und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Eines von meinen beyden Schlöſſern wollte ich darum geben, wenn mir jemand anders den Dienſt erwieſen hätte, als die Tochter dieſes Mannes.“

Alle im Saale erſchracken über dieſe plötzliche Veränderung des Ritters, und ſahen einander ſtillſchweigend und mit verlegenen Blicken an.

Kunerichs Gemahlin aber ſprach mit ſanfter Stimme: „Ich weiß es erſt ſeit einigen Tagen, daß dieſes ärmlich gekleidete Mädchen hier Edelberts Tochter iſt. Aus kindlicher Liebe zu ihrem Vater — um ihn im Gefängniſſe beſuchen zu können — ihn in ſeiner traurigen Einſamkeit zu tröſten — ihn zu bedienen und den Biſſen von ihrem Munde mit ihm, dem geliebten Vater, zu theilen, kam ſie in dieſem ſchlechten Anzuge in unſere Burg, trat in die Dienſte des Kerkermeiſters und ertrug alle Launen der Kerkermeiſterin, bey der es das ärmſte Mädchen im Lande nicht aushalten mochte, mit himmliſcher Geduld. Sie unterzog ſich den härteſten Arbeiten, die ihr noch zehnmal härter, als andern Mägden, vorkommen mußten. Mir zerriß es das Herz, wenn ich von meinem Fenſter aus ſah, wie ſie — ein Fräulein, die mit uns ebenbürtig iſt — den ſchwern Waſſereimer auf ihrem Haupte trug, oder wenn ich ſie, gleich der geringſten Magd, bey dem Beſen erblickte, wie ſie den Schloßhof kehrte. Ich ließ es mir nicht merken, daß mir ihr Stand und ihr Rang be-

kannt ſey. Ich getraute mir nicht, ohne deine Genehmigung, in der Sache etwas Entſcheidendes zu thun. Mit Schmerzen wartete ich auf deine Zurückkunft. Aber nun, liebſter Kunerich, laß die Güte und die Menſchlichkeit walten. Wenn Fräulein Roſa deinen Sohn auch nicht vom Tode errettet hätte — ihre kindliche Liebe zu ihrem Vater allein ſchon ſollte dich bewegen, dich mit dem Vater einer ſolchen Tochter auszuſöhnen."

„Bey meinem Schwerte, rief jetzt Siegebert, einer der zwey fremden Ritter, was das Fräulein an ihrem Vater gethan hat, iſt noch unendlich mehr, als was ſie für den Knaben wagte. Die Rettung des Knaben war ein kühner Augenblick, deren auch minder edle Gemüther zu Zeiten haben. Die langen, ſchweren Leiden aber, die das Fräulein für ihren Vater mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertrug, zeugen von einer großen Seele. Ein ſolches kindliches Gemüth voll Liebe iſt ein wahrer Edelſtein. An deiner Stelle, Kunerich, würde ich mich nicht lange bedenken, was ich zu thun hätte."

„Kunerich, ſagte Theobald, der andere Ritter, wenn Edelbert feindlich gegen dich geſinnt wäre, ſo hätte er dir wohl genug ſchaden können. Hilf Himmel! während du im Felde dich mit auswärtigen Feinden herum ſchlugſt, war derjenige, den du für deinen ſchlimmſten Feind hielteſt, mitten in deiner Burg —

und ſeine Tochter hatte die Schlüſſel zu ſeinem Gefängniſſe. Neun unter zehn hätten die Gelegenheit benützt, hätten die Burg zu Nacht in Brand geſteckt und ſich während des Tumultes aus dem Staube gemacht. Kunerich, Kunerich, du haſt wahrlich keine Urſache dem wackern Edelbert feind zu ſeyn.“

Kunerich ſtand mit ſtarren Blicken wie ſtumm da. Er athmete ſchwer auf und rieb ſich die glühende Stirne. Es war, als habe er von allem, was ſeine Gemahlin und die zwey Ritter ſagten, nichts gehört. Aller Augen waren voll banger Erwartung auf ihn gerichtet. Roſa blickte ſeufzend zum Himmel. Es herrſchte eine ſchauerliche Stille in dem Saale.

Da trat ſeine Gemahlin näher zu ihm hin und ſprach mit großer Rührung: „Liebſter Kunerich! Nur Eines will ich dir noch ſagen! O höre mich gütig an!“

„Kunerich! Du glaubeſt, Edelbert ſey dein grimmigſter Feind! Aber darin haſt du dich bisher geirrt. Ach, wenn er ſo gegen dich geſinnt wäre, wie es dir vorkam, wie könnte ich, deine treue Gemahlin, dich bitten, ihn ſeiner Haft zu entlaſſen. Ich müßte dir vielmehr rathen, ihn in dem Gefängniſſe noch ſorgfältiger bewahren zu laſſen. Aber es iſt nicht ſo, wie es dir bisher geſchienen hat. Davon will ich dich jetzt überzeugen.“

„Sieh, ich war es einzig und allein, die es entdeckte, daß Roſa Edelberts Tochter ſey. Bis auf den Augenblick, da ſie es dir ſelbſt bekannte, wußte kein Menſch in der ganzen Burg etwas davon, als ich allein. Deine Leute, denen du die Burg anvertrauteſt, ahneten es nicht einmal — ſo wenig, als du ſelbſt es ahnen konnteſt. Ohne mich wäre niemand, ſelbſt dein getreuer Burgvogt nicht, darauf gekommen, daß Roſa in nächtlichen Stunden den gefangenen Ritter beſuche. Ich wollte wiſſen, was dieſe Beſuche für eine Abſicht hätten. Ich ließ mich — o nicht ohne Erröthen kann ich es vor dir und dieſen werthen Rittern und Edelknechten hier bekennen — ſo weit herab, in ſpäter Nacht, da Vater und Tochter im Gefängniſſe mit einander ſprachen, an der Thüre zu horchen. Mehr um dich und deine Burg beſorgt, als um mich, that ich dieſen Schritt, den ich ſelbſt tadeln muß. So weit ging meine Sorgfalt für dich! Ich wollte mit eignen Ohren hören, ob kein Anſchlag gegen dich im Werke ſey. Vater und Tochter dachten nicht daran und konnten nicht daran denken, daß ich jedes ihrer Worte vernehme. Aber, o Gott, was mußte ich da hören! O wie beſchämt ſtand ich da! Wie gut ſind dieſe Menſchen, wie gut! Der arme gefangene Edelbert weiß nichts von Haß und Rachgierde gegen dich. Er billigte nicht nur die That ſeiner Tochter; er hat ſie vielmehr dazu ermuntert. Er war

s, der sie väterlich ermahnte, uns zu lieben und uns so viel in ihren Kräften stehe, Gutes zu erweisen. Ohne diese treuherzigen Ermahnungen ihres Vaters hätte Rosa deinen Sohn wohl schwerlich gerettet. Ihm, dem guten Edelbert hast du diese Rettung zuerst zu danken. Wie könnte er nun dein Feind seyn! Ach, wie könntest du noch ferner über ihn zürnen!"

„Doch — was stehst du noch zweifelnd und unschlüßig da? — Ach Kunerich nein, du kannst, du darfst Fräulein Rosa nicht unerhört aus diesem Saale scheiden lassen! — O Gott, rühre du sein Herz!"

Kunerich sagte mit dumpfer, halblauter Stimme: „Rosa mag die Fichtenburg mit allem, was dazu gehört, zurück nehmen. Ich habe nichts dagegen. Allein Edelbert muß bleiben, wo er ist!" Dabey sah er seine Gemahlin nicht einmal an.

Da wandte sie sich zu ihrem Sohne und rief mit angstbewegtem Herzen und in heiße Thränen ausbrechend: „O komm, Eberhard, bitte du deinen Vater für deine Retterin, daß er ihre Bitte nicht halb, sondern ganz erhöre! Knie nieder und erhebe deine Händchen zu ihm. Sieh, ich knie mit dir vor ihm! Ich will dir bitten helfen! Ich will dir jedes Wort vorsprechen. Sprich mir nach!"

Der holde Kleine sah die Mutter weinen und auch Rosa, die ihm fast so lieb wie seine Mutter

war, traurig und mit Thränen in den Augen da ſtehen — und fing ſelbſt an zu weinen. Die finſtere Miene ſeines Vaters ſchreckte ihn, er begriff ſehr wohl, daß viel daran gelegen ſey, den erzürnten Vater zu beſänftigen. Er kniete nieder, erhob zitternd die kleinen Hände, und ſprach mit Nachdruck und deutlicher, herzdurchdringer Stimme, wie die Mutter es ihm vorſagte:

„Lieber Vater! Sey nicht hart! Beſinne dich nicht ſo lange, Roſa's Vater zu befreyen! Roſa beſann ſich ja auch nicht, ihr Leben für mich zu wagen. Sie, dieſes gute Fräulein, hat mich aus dem Brunnen gezogen; befrey nun auch du den Ritter Edelbert aus dem Kerker. Sie errettete mich von dem ſchauerlichen Tode im Waſſer; laß nun ihren Vater nicht den traurigen Tod im Gefängniſſe ſterben. Sie ſchenkte dir, liebſter Vater, mich, deinen Sohn, wieder; gieb nun auch ihr, der geliebten Tochter, ihren lieben Vater wieder zurück! O blicke nicht ſeitwärts, liebſter Vater! Ach ſieh mich, deinen Sohn, doch nur an! Sieh, wenn Fräulein Roſa nicht geweſen wäre, ſo hätteſt du mein Angeſicht und dieſe meine Augen, die mit Thränen zu dir empor blicken, gar nicht mehr geſehen. Dieſe Hände, die ich zu dir empor hebe, moderten jetzt im Grabe!“ — —

„Halt inne! Es iſt zu viel!“ rief jetzt Ritter Kunerich. Er bemühte ſich vergebens die Zähren zu halten, die nach ſeiner Meynung einem Ritter

nicht geziemten. Er ſprach zu Roſa gewandt: „Euer Vater, Fräulein Roſa, iſt frey, und ſeine Burg gebe ich ihm mit allen Gütern wider zurück. Ich habe ihm Unrecht gethan. Ein Mann, der eine ſolche Tochter erzog, kann kein böſer Mann ſeyn.“

„O Gottlob!“ rief jetzt die edle Hildegard und fiel ihrem Gemahl unter Thränen um den Hals, und hieß den kleinen Eberhard die väterliche Hand küſſen. Roſa war wie im Himmel. Die zwey Ritter verhehlten ihre Thränen nicht, und bothen Kunerich die ritterliche Rechte.

„Ihr ſeyd ein edler Mann, ſagte Ritter Theobald; von dieſer Stunde an halte ich noch einmal ſo viel auf Euch, als zuvor.“

„Ihr habt gehandelt, ſprach Siegebert, wie es einem biedern Ritter geziemt. Gerecht ſeyn iſt mehr als tapfer ſeyn; ſich ſelbſt überwinden beſſer, als die Feinde beſiegen.“

Die Edelknechte und die übrigen Krieger, von denen mancher ſich eine Zähre abwiſchte, murmelten freudig durch einander, ja ſie lobten den Ritter laut. „Das iſt ſchön! das iſt brav! das iſt edel!“ ſagte bald der Eine, bald der Andere, und zuletzt riefen alle einmüthig und von ganzem Herzen: „Es lebe Kunerich, Hildegard und der kleine Eberhard! Es lebe Edelbert und Roſa!“

Achtzehntes Kapitel.

Rosa kündet ihrem Vater seine Befreyung an.

Ritter Kunerich war jetzt, da die edleren menschlichen Gefühle in seinem Herzen die Oberhand gewonnen hatten, gleichsam in einen neuen Menschen verwandelt. Das Bewußtseyn, seine feindselige Leidenschaft besiegt und der Stimme der Vernunft Gehör gegeben zu haben, erfüllte ihn mit hohem, nie gefühltem Vergnügen; Ruhe und Friede kamen in seine erst noch so empörte Brust, gleich der lieblichen Stille nach einem Gewitter. Sein Angesicht hatte sich aufgeheitert und Freude strahlte aus seinen Augen! Sogar der kleine Eberhard bemerkte diese glückliche Veränderung. „Nun, lieber Vater, sagte er, siehst du so freundlich aus, wie die Mutter und Fräulein Rosa. Jetzt kann ich dich erst recht gern ansehen und dich recht lieb haben.“

Fräulein Rosa trat zu dem Ritter, und dankte ihm in sehr rührenden Ausdrücken. „Nun, nun, mein werthes Fräulein, sprach er, macht von der Sache nicht so viel Aufhebens. Ich verdiene weder

Lob noch Dank! Ich müßte ja ein Unmensch seyn, wenn ich anders handelte. Laßt es gut seyn, und kommt nun mit mir. Wir wollen zu Eurem Vater in das Gefängniß. Ich halte es jetzt für Sünde, ihn nur einen Augenblick länger darin schmachten zu lassen. Kommt! Euch hat er seine Befreyung zu danken; Ihr sollet ihm sie nun auch ankündigen. Legt aber dann auch ein gutes Wort für mich ein, daß er mir das Unrecht, daß ich ihm anthat, verzeihe!"

Frau Hildegard winkte jetzt ihrem Gemahl, ging mit ihm an ein Fenster, und redete heimlich mit ihm. Er nickte ein Paar Male freundlich und Hildegard sprach hierauf zu Rosa: „Kommt erst noch ein wenig mit mir, werthes Fräulein!" Die edle Frau führte Rosa in ein prächtiges Zimmer, in dem schon einige Zeit her Kleider und Kostbarkeiten für den Augenblick bereit lagen, da Rosa wieder in ihren Stand würde eintreten können.

Rosa reinigte ihr Angesicht von der bräunlichen Farbe. Frau Hildegard brachte ihr die reichlichen Haare in kunstlose Locken und zog ihr ein kostbares weißes Kleid an, mit stehendem Kragen von den allerfeinsten Spitzen. Rosa war jetzt unbeschreiblich schön. Ihr blühendes Angesicht übertraf das liebliche Weiß und Roth der frischen Apfelblüthe; ihre geringelten Locken flossen auf ihre Schultern; edel war ihr Anstand und ihre ganze Gestalt. Die Frau betrachtete sie mit wohlgefälligem Lächeln. Indeß

ſchwieg ſie, ſie hielt es für unweiſe, ein Fräulein mit Lobſprüchen auf deren Schönheit eitel zu machen.

Frau Hildegard brachte hierauf ein niedliches Käſtchen von glänzend ſchwarzem Ebenholze, das ſehr ſchön mit Gold verziert war. „Seht, liebes Fräulein, ſagte ſie, indem ſie das Käſtchen öffnete, das iſt der Schmuck Eurer ſeligen Mutter. Mein Mann, der ihn für eine gute Beute hielt, hat ihn mir geſchenkt. Allein nie trug ich dieſen Schmuck; ich hätte es für eine Schmach gehalten, mich mit geraubten Koſtbarkeiten zu ſchmücken. Der Schmuck war mir, als Euer Eigenthum, heilig, und immer habe ich mich nach dem Augenblicke geſehnt, ihn Euch wieder zurück zu geben. Empfangt ihn hiemit aus meinen Händen. Es fehlt daran kein Edelſtein und keine einzige Perle.“

Roſa nahm den Schmuck mit aufrichtigem Danke. Sie betrachtete die ſchönen Steine und Perlen; allein ſie zeigte keine ſolche Freude, als es Frau Hildegard von Roſa's Jugend erwartete. „O meine ſelige Mutter, ſprach Roſa mit Thränen in den Augen, wie lebhaft erinnern mich dieſe Steine an dich! Nur als ein Andenken von dir ſind ſie mir ſchätzbar!“

„Ach, ſeht gnädige Frau, ſagte ſie zu Hildegard, dieſer Ring mit Diamanten war der Brautring meiner guten Mutter; dieſe Perlenſchnüre erhielt ſie von der Herzogin zum Hochzeitgeſchenke; dieſe diamantenen Ohrengehänge gab ihr mein Vater an dem

Tage, da ich zur Welt kam. Ach Gott, mir iſt es, als ſehe ich die geliebte Mutter mit dieſen Perlen und Steinen geſchmückt jetzt vor mir ſtehen! Ach wie hinfällig ſind wir Menſchen! Dieſe Perlen ſind noch da; dieſe Steine funkeln noch mit unverändertem Glanze. Die Geſtalt der herrlichen Frau aber iſt jetzt Moder und Staub! Was wäre der Menſch, das herrlichſte Geſchöpf Gottes auf Erden, wenn nichts in ihm wäre, das länger dauerte, als dieſe ſchimmernden Steine!“

Frau Hildegard ſagte: „Liebſtes Fräulein! Dieſe Thränen, die in Euren Augen glänzen, ſind mehr werth, als alle dieſe Perlen, und Eure edlen Geſinnungen ſind ſchätzbarer, als dieſe Edelſteine. Ja, wenn auch Eure blühende Geſtalt wird in Staub zerfallen ſeyn, wenn die Macht der Zeit ſelbſt dieſe feſten Diamanten zerſtäubt haben wird, werden Eure edlen Geſinnungen noch die Zierde Eures edlen Geiſtes ſeyn, und ihn ſchöner ſchmücken, als dieſer prächtige Schmuck jetzt Euren Leib zieren kann.“

Frau Hildegard ſchmückte nun Roſa's Haar und Hals mit den ſanftglänzenden Perlen, fügte ihr die funkelnden Ohrenringe ein, und ſteckte ihr den prächtigen Diamantring an den Finger. Der Ring war aber zu weit. Roſa lächelte und ſagte: „Den Ring könnten wir gar weglaſſen. Er ſchickt ſich ohne das nicht für meine Jugend; nur ein verlobtes Fräulein darf einen Ring tragen.“

Allein Frau Hildegard ſagte: „Seht, der Ring, der für den Goldfinger zu groß iſt, iſt für Euren Zeigefinger vollkommen recht. An dieſem tragt ihn alſo! Die Hand der Tochter, die ihrem Vater ſo viel Gutes that, verdient wohl, daß man ſie mit Edelſteinen ziere.“

Frau Hildegard begleitete nun Fräulein Roſa bis an die Kerkerthüre. Roſa öffnete ſchnell die Thüre und rief im Hineingehen: „O Gottlob, liebſter Vater, Du biſt frey!“ Aber wie überraſcht war Roſa! Ihr Vater ſtand da, wie ehemals an feſtlichen Tagen in Ritterracht von ſchwarzem Sammet gekleidet, und mit der goldenen Kette und Denkmünze geziert, und die zwey Ritter, Siegebert und Theobald, ſtanden ihm zur Seite.

Frau Hildegard hatte nämlich ihrem Gemahl vorhin heimlich geſagt, er ſolle, indeſſen ſie Roſa einem Fräulein geziemend, ankleiden wolle, auch den Ritter Edelbert ritterlich kleiden laſſen; auch möchten Siegebert und Theobald den guten Edelbert, damit ihm die unvermuthete Freude nicht ſchade, etwas darauf vorbereiten — jedoch ohne ihm merken zu laſſen, daß ſeine Befreyung ſo nahe ſey, um der edlen Tochter die Freude nicht zu verderben, ihrem Vater ſeine Befreyung zuerſt anzukünden. Die zwey Ritter hatten das Geſchäft mit Vergnügen übernommen; ja ſie ſelbſt hatten die

Kleidung, die man ihm ehemals raubte, ihm überbracht und ankleiden helfen.

Edelbert umarmte seine Tochter mit groſser Rührung. „O meine liebste Rosa! sprach er, mit Gottes Hülfe hast du einen Sieg errungen, den ein ganzes Heer mit Schwert und Spieß nicht hätte erzwingen können. Gewalt der Waffen hätte nur Ritter Kunerichs Burg erstürmen und ihn nur dem Leibe nach besiegen können; allein die sanfte Macht deiner Liebe zu deinem Vater und zu allen Menschen hat Kunerichs Herz erobert und ihn aus einem Feinde in einen Freund umgeschaffen. Laß uns Gott danken! Gott hat alles wunderbar gefügt! Er ist es, der deine kindliche Liebe gesegnet und deine Bemühungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt hat!“

Jetzt erst achtete Edelbert darauf, wie reichlich Rosa mit Perlen und Edelsteinen geschmückt war. „Sieh, sagte er, Gott hat nicht nur das, um was du Ihn so oft gebethen, erfüllt und deinem Vater die Freyheit gegeben; Er hat auch den Schmuck deiner seligen Mutter, um den du wohl niemals hattest, dir wieder geschenkt. Ich habe oft mit gerührtem Herzen daran gedacht, daß du deine Ohrenringe, das letzte Kleinod, das du noch von allem Glanze deines Standes übrig hattest, aus Liebe zu mir verkauftest; auch dafür gibt dir nun Gott, ohne daß du es erwartetest, reichlichen Ersatz

Er iſt ein treuer Vergelter. Er vergißt auch das nicht, an deſſen Belohnung wir gar nie gedacht haben.“

Die beyden Ritter, Siegebert und Theobald, waren über Roſa's Schönheit nicht wenig erſtaunt. „Wahrhaftig, mein holdes Fräulein, ſagte Theobald, Ihr habt Eurem Vater kein geringes Opfer gebracht, daß ihr dieſes liebliche Angeſicht unter der nußbraunen Farbe verborgen, und Eure Geſtalt durch jene ſchlechte Kleidung entſtellt habt. Ihr ſeyd wirklich ſchön wie ein Engel.“

Roſa erröthete und nahm dieſes für eine Schmeicheley, die ſie nicht verdiente. Siegebert, der andere Ritter, ſagte aber: „Schönheit iſt des Fräuleins geringſter Vorzug; ihre kindliche Liebe zu ihrem Vater iſt noch unendlich mehr werth. Wie ein Engel ſtieg ſie vorhin in das Gefängniß ihres Vaters hinab, ſeine Noth zu lindern; als ein Engel erſcheint ſie jetzt, ihm ſeine Freyheit, die ſie ihm ausgewirkt hat, anzukündigen!“

Roſa brachte nun Kunerichs Bitte vor, ihr Vater ſolle ihm verzeihen. Edelbert ward ſehr gerührt. „Du ſiehſt meine Thränen, ſagte er, und du weißt, daß ich ihm längſt verziehen habe.“ In dieſem Augenblicke, da er dieß ſprach, öffnete ſich die Gefängnißthüre, und Ritter Kunerich und ſeine Gemahlin nebſt dem kleinen Eberhard traten herein. Edelbert und Kunerich bothen ſich die ritterliche Rechte — und umarmten ſich mit großer Rüh-

rung. Aller Groll war verſchwunden. Sie empfanden die Seligkeit der Ausſöhnung — ſie gelobten ſich ewige Freundſchaft.

Der gute, menſchenfreundliche Edelbert hatte noch eine beſondere Freude daran, den holden Knaben zu ſehen, dem Roſa das Leben gerettet hatte. Er ſetzte ſich, von den vorhergegangenen Empfindungen ermüdet, auf den ſteinernen Sitz des Gefängniſſes, nahm den Knaben auf den Schooß, blickte ihn mit Thränen in den Augen freundlich an, ſegnete ihn und ſagte: „Lieber, holder Knabe! Gott laſſe dich zur Freude deines Vaters und deiner Mutter aufwachſen und einen edlen Mann aus dir werden.“

„O mein theurer Ritter, ſagte die Mutter des Knaben, Gott gebe, daß der Knabe uns ſo liebe, wie Euch Eure Tochter liebt und daß er ihr an edlen Geſinnungen gleiche, und wir werden die glücklichſten Eltern ſeyn.“

Der Tag wurde mit einer feſtlichen Abendmahlzeit in dem großen hellerleuchteten Ritterſaale beſchloſſen. Edelbert und Roſa mußten die erſten Stellen an der Tafel einnehmen; Kunerich ſaß neben Edelbert, und Hildegard neben Roſa. Alle Gäſte waren ſehr fröhlich. Den Ritter Kunerich aber

hatte man ſeit vielen Jahren nicht ſo vergnügt geſehen. Er ſelbſt betheuerte es und ſprach: „So ſeelenvergnügt, wie heute, war ich in meinem Leben noch nie. Meine tolle Feindſeligkeit gegen dich, lieber Edelbert, vergällte mir meine beſten Freuden. Was iſt es doch ſeliges um Eintracht und Friede! Jetzt fühle ich es recht, Haß, und Feindſchaft ſtammen aus der Hölle; Liebe und Freundſchaft aus dem Himmel!“

Kunerich hatte heute die groſſen ſilbernen Pokale, die innen prächtig vergoldet waren, auftragen und ſie mit dem beſten und älteſten Weine, den er im Keller hatte, füllen laſſen. Bey Edelberts Gedecke aber ſtand der ſchöne ſilberne Becher aus dem er zu Hauſe auf ſeiner Burg gewöhnlich trank, und der ihm als ein Andenken von dem Ahnherrn ſo ſchätzbar war. Roſa hatte den Becher ſogleich bemerkt, und der Frau Hildegard blos mit einem Blicke für dieſe Aufmerkſamkeit gedankt.

Kunerich ergriff zuerſt den ſilbernen Pokal und leerte ihn auf Edelberts und Roſa's Wohl. Die zwey Ritter, Siegebert und Theobald, folgten ſeinem Beyſpiele. Edelbert trank auch, ſagte aber ſehr bedeutend: „Vor dieſem ſtarken Weine, ihr Herren Ritter, müſſen wir wohl auf unſerer Huth ſeyn, er wäre im Stande, einen Rittersmann, den

noch kein Feind beſiegte und der ſich vor keinem Türkenſäbel fürchtet, zu Boden zu werfen!“

Kunerich lachte, das Lob ſeines Weines gefiel ihm. Uebrigens verſtand er den Wink. „Weiß wohl, ſagte er zu Edelbert, als wir noch Edelknechte an dem Hofe des Herzoges waren, ermahnteſt du mich und unſere Spießgeſellen immer zur Mäßigkeit. Nun, nun, du hatteſt Urſache dazu. Sey aber außer Sorgen! Recht luſtig wollen wir heute bey einander ſeyn; aber dabey doch ſattelfeſt bleiben. Wir wollen in der ſchönſten Ordnung verfahren! Jeder muß, bevor er trinkt, einen ſchönen Trinkſpruch vorbringen — und du, Hildegard, und Ihr, Fräulein Roſa, müßt heute auch mit anſtoßen.“

Hildegard und Roſa ſtießen mit an; allein ſie benetzten mit dem feurigen Weine kaum die Lippen. Die Trinkſprüche und Segenswünſche aber, die den meiſten Beyfall fanden, waren dieſe:

Edelbert ſprach: „Alle deutſchen Männer ſollen in Frieden und Eintracht leben, und ſich nie mehr über Nichtswürdigkeiten entzweyen!“

Theobald ſagte: „Alle deutſchen Frauen und Jungfrauen ſollen an liebenswürdigen Tugenden

der Frau Hildegard, der holden Roſa und der ſeligen Mathilde gleichen!“

Siegebert ſprach: „Alle Eltern ſollen ihre Kinder erziehen, wie Edelbert und Mathilde ihre Tochter erzogen, und alle Kinder ihre Eltern ehren und lieben, wie Roſa ihren Vater!“

Kunerich beſchloß mit den Worten: „Alle Eltern ſollen ſo viele Freude an ihren Kindern erleben, als Edelbert an ſeiner Tochter!“

Neunzehntes Kapitel.

Roſa und ihr Vater erhalten ihre Güter zurück.

Am andern Morgen ſehr früh kam Kunerich in Reiſekleidern, geſtiefelt und geſporut, in Edelbert's Zimmer. „Edelbert, rief er, ich habe ſchon lange meine Leute aus den Federn gejagt und eben ſatteln laſſen. Ich wollte ſporuſtreichs mit dir nach Tannenburg reiten, und dir deine Burg und deine Güter wieder zurück geben. Allein meine Hildegard meynte, das Schloß, in dem eine Zeit her blos die Reiterskuechte wirthſchafteten, dürfte nicht am Beſten ausſehen; man müſſe es zuvor in Ordnung bringen. Darin, ſagte Kunerich lachend, mag ſie wohl Recht haben; mir wäre es aber nicht eingefallen. Bleibe alſo mit deiner Roſa noch eine Weile bey mir, lieber Edelbert! Du haſt viele traurige Tage in dieſen Mauern zugebracht; laß uns dahier nun auch einige freudige Tage zuſammen leben.“

Edelbert war mit dem Vorſchlage ſehr zufrieden. Kunerich ging mit ihm in den großen Saal. Siege-

bert und Theobald fanden ſich mit ihren Edelknechten auch bald ein. Alle ſetzten ſich zuſammen an die Tafel zum Frühſtücke. Hierauf nahmen die zwey fremden Ritter, die ſich nach Hauſe ſehnten, von Kunerich und Edelbert Abſchied, und zogen mit ihren Kriegsleuten, die im Schloßhofe ihrer warteten, ab. Kunerich aber ſagte zu Edelbert: „Nun mußt du vor allem meine Burg beſehen; nach Tiſche reiten wir dann auf die Jagd. Zuerſt ſieh einmal die Bildniſſe meiner Ahnen an, mit denen dieſer Saal geziert iſt. Edelbert betrachtete die alten Ritter, die alle im Harniſche, und deren Frauen, die in alterthümlicher Tracht abgemahlt waren. Bey den meiſten blieb Kunerich ſehr lange ſtehen, und wußte vieles von ihnen zu erzählen. Hierauf zeigte Kunerich ihm die Rüſtkammer, in der Waffen aller Art, alle blank und glänzend, und nicht nur viele vollſtändige ſchimmernde Harniſche für Ritter, ſondern ſogar einige für die Roſſe aufgeſtellt waren. Dann führte ihn Kunerich in der ganzen Burg herum, und machte ihn in den gewölbten Gängen, durch die ſie kamen, beſonders auf die künſtlich gearbeiteten und bemahlten Hirſchköpfe aufmerkſam, die natürliche Hirſchgeweihe von zehn bis zwanzig Enden aufhatten. Nun zeigte Kunerich ihm ſeine Stallungen, und die muthigen, wohlgenährten Pferde. Auch in den hochgewölbten Felſenkeller mußte Edelbert hinab ſteigen, die groſſen Fäſſer bewundern,

und von den beſten Weinen, er mochte nun wollen oder nicht, verkoſten. Zuletzt beſuchten ſie den Brunnen im Schloßhofe. Beyde Ritter ſchauten nicht ohne ein ſchauerliches Gefühl hinunter. Edelbert freute ſich aufs neue der edlen That ſeiner Tochter; Kunerich ſeines geretteten Sohnes. Beyde Väter umarmten ſich an dem Brunnen und dankten Gott für die gelungene Rettung.

Frau Hildegard hatte indeſſen dem Fräulein ihre ganze Hauseinrichtung — die mit blendend weißer Leinwand gefüllten Käſten, ihre ſehr ſchönen und reichen Stickereyen, die große blinkende Küche, und manches andere Merkwürdige gezeigt. Zuletzt öffnete ſie noch einige Käſten, die in einer beſondern Kammer ſtanden, und in denen ſich alles befand, was Kunerich an ſeiner Leinwand, ſchönen Kleidern und dergleichen von Tannenburg nach Fichtenburg gebracht hatte. „Ich habe es indeſſen auf das ſorgfältigſte aufbewahrt, ſagte die edle Frau, und werde es unverzüglich auf Eure Burg bringen laſſen. Die ſchönſten dieſer Stücke hat, wie man mir ſagte, Eure ſelige Mutter mit eignen Händen verfertiget. Sie zeugen noch von ihrem unermüdeten Fleiße und von ihrer Liebe zu Euch. Schon damals war die liebvolle Mutter für eure Ausſteuerung beſorgt. Kein einziges unrechtmäßig erworbenes Stück, wie ich ſehr wohl weiß, befindet ſich darunter. Darum ruht auch ein Segen darauf, und

darum, denke ich, konnten ſie Euch nicht auf immer genommen werden!“

Roſa wollte hierauf die Thorſtube noch einmal beſuchen. Frau Hildegard begleitete ſie. Als ſie über den Schloßhof gingen, geſellten Edelbert und Kunerich ſich zu ihnen. Der Thorwärter ſaß eben in dem großen Lehnſeſſel der Thorſtube, um von der Reiſe auszuruhen. Als er Kunerichs Stimme vernahm, ſprang er auf und öffnete die Thüre. Da ſtand Roſa vor ihm.

„Je, Röſe, rief er — doch verzeiht! — Fräulein Roſa wollte ich ſagen. Je, je, was habe ich an Euch erleben müſſen! Aber kommt mit der gnädigen Herrſchaft doch erſt herein in die Stube. — So! — Ja, ja! Ich hätte mir eher eingebildet, der Himmel werde einfallen, als daß ich geglaubt hätte, mein Dienſtmädchen ſey ein Fräulein von Tannenburg. Es iſt etwas ganz Unerhörtes. Ich kann es faſt jetzt noch nicht glauben, daß ein gnädiges Fräulein den reinlichen Stubenboden, auf dem ich ſtehe, aufgefegt haben ſoll. Und doch muß ich mich wieder wundern, daß ich Dumbart es nicht früher merkte, Ihr ſeyd Ritter Edelberts Tochter. Geſtern Abends, als auf einmal unter den verwunderten Kriegsleuten draußen im Schloßhofe über dieſe ſeltene Geſchichte der große Lärm entſtand, und ich ſie von ihnen vernahm, ging mir ein Licht auf. Drum waret ihr gegen den gefangenen Ritter ſo voll

Mitleid! Nun, nun, ich lobe Eure kindliche Liebe und Gott und mein geſtrenger Ritter hier haben Euch, wie ich ſehe, dafür belohnt. — Aber meine Hedwig, was erſt die für Augen machte! Das iſt gar nicht zu ſagen. Sie kam faſt von Sinnen; ſie riß ſich faſt den Kopf ab! Nun, ſie mag die Grobheiten, die ſie Euch, gnädiges Fräulein, angethan hat, Euch ſelbſt abbitten.

Die zwey Kinder des Thorwärters ſtanden ſcheu in einer Ecke. Roſa ging zu ihnen hin und redete mit ihrer gewohnten Freundlichkeit mit ihnen. Da bekamen die Kinder wieder Muth.

Die kleine Bertha ſagte: „Du biſt aber jetzt prächtig geputzt, Fräulein Röſe; alles iſt ſchön und neu an dir, ſogar dein Geſicht.“

Der kleine Othmar ſprach: „Das iſt kein Fehler! Das laſſe ich mir gern gefallen; wenn nur Fräulein Röſe unſre Magd bleibt; denn eine ſo gute bekommen wir doch in unſerm Leben nicht mehr.“

Kunerich und alle übrigen lachten. Roſa fragte hierauf die Kinder: „Wo iſt denn eure Mutter! Die kleine Bertha ſagte: „Sie hat eben dort Brod zur Suppe eingeſchnitten. Die Schüſſel ſteht noch auf dem Tiſche.“

„Ja, ſagte der kleine Othmar, als ſie hörte, daß die Herrſchaften kämen, da hat ſie ſich dort zur Thüre hinaus geflüchtet, als jagte ſie der Wolf.“ Roſa ging zur Thüre, die aus der Stube in die

Küche führte, hinaus, und führte die Thorwärterin in die Stube.

Das arme Weib ſtand ſehr beſchämt da, als ſie den Ritter Edelbert und Fräulein Roſa prächtig gekleidet vor ſich ſtehen ſah — und auch ihren Herrn, den geſtrengen Ritter Kunerich, und Hildegard, ihre gnädige Frau, in der Stube erblickte. Sie ward bald blaß und bald roth. „In ein Mausloch, ſagte ſie, möchte ich mich vor den gnädigen Herrſchaften verkriechen; denn ſie werden nun wohl alle wiſſen, was für ſaubere Reden in mir ſtecken und welche ſchöne Namen ich oft dem gnädigen Fräulein gegeben habe. Allein wenn ich gewußt hätte, von welcher hohen Abkunft meine Roſe ſey, und zu was für hohen Ehren ſie noch ferner gelangen werde, ſo hätte ich mich freylich ganz anders gegen ſie aufgeführt.“

Die Frau von Fichtenburg ſagte: „Meine gute Thorwärterin! Der geringſte Menſch iſt göttlicher Abkunft; das iſt der höchſte Adel, mit dem ſich kein anderer vergleichen darf. Der ärmſte Bettler wird, wenn er anders ein guter Menſch iſt, in jener Welt zu einer Herrlichkeit gelangen, gegen die aller Glanz dieſer Welt nichts iſt. Wir haben alſo wohl Urſache, auch dem geringſten Menſchen gut zu begegnen. Ihr empfindet Reue und Scham, daß Ihr gegen Euer ehmaliges Dienſtmädchen vormals unfreundlich geweſen, da ſie jetzt in veränderter Ge-

ſtalt als ein adeliches Fräulein vor Euch ſteht. Noch eine ſchmerzlichere Reue würde uns quälen, noch eine gröſsere Beſchämung uns treffen, wenn wir die Armen hier in dieſer Welt mit Stolz und Verachtung behandeln und ſie dann dort in jener Welt in ihrer Herrlichkeit erblicken würden.“

Die Thorwärterin gab ihr ſehr Recht, und bath das Fräulein mit vielen Worten und unter reichlichen Thränen um Verzeihung. Roſa ſprach zu ihr: „Meine liebe Hedwig! Ich hätte Euch manchmal Manches ſagen mögen. Allein damals hielt ich es nicht für rathſam; ich ſparte es auf einen ſchicklicheren Augenblick, der jetzt gekommen iſt. Ich muſs daher jetzt ſchon ein Wörtchen anbringen. Zuvor muſs ich es Euch aber vor Eurer gnädigen Herrſchaft und meinem Vater hier aufrichtig bezeugen, daſs Ihr recht ſehr viel Gutes an Euch habt. Ihr ſeyd eine ſorgſame liebevolle Ehegattin gegen Euren Mann, eine gute Mutter Eurer Kinder, eine treffliche Hauswirthin. Ihr ſeyd unermüdet fleiſsig und in Eurer Haushaltung herrſcht Reinlichkeit und Ordnung. Ihr ſeyd ſparſam ohne karg zu ſeyn, und thut den Armen viel Gutes. Ja, Ihr ſeyd gegen jedermann dienſtfertig, freundlich und zuvorkommend — ſo lange nichts vorfällt, das Euren Zorn reizt. Aber dann wiſst Ihr Euch ſelbſt nicht mehr zu beherrſchen. Ihr ſagt und thut dann Dinge, die nichts taugen. Dieſer Euer Jähzorn verbittert Euch und denen, die

um Euch ſind, das Leben, und hat Euch in den üblen Ruf gebracht, als wäret Ihr ein ſehr böſes Weib. Ja, man behauptet auch, Ihr hättet — woran es Euch gewiß nicht fehlt — ſehr wenig Verſtand, weil Ihr ihn ſo wenig braucht, und anſtatt ſeiner nur den Zorn walten laſſet. Gewinnt es einmal über Euch ſelbſt, Eurem Zorne Meiſter zu werden. Braucht Euren Verſtand! Glaubt, daß der Jähzorn wohl mit Recht ein kurzer Anfall von Wahnſinn genennt werde. Bedenkt, daß Geduld und Sanftmuth Chriſtenpflichten ſind. Faßt ſogleich jetzt den ernſtlichen Entſchluß, Euch in dieſem Stücke zu beſſern. Erneuert dieſen Entſchluß alle Morgen und Abende, ja öfter des Tags vor Gottes Angeſicht, und bittet Gott um ſeinen Beyſtand. Verliert auch nicht ſogleich den Muth, wenn es nicht augenblicklich geht. Werdet nicht müde, Eure Vorſätze immer und immer wieder mit größerem Ernſte zu erneuern. Der Baum fällt nicht auf den erſten Streich. Harret aus — und am Ende werdet Ihr Euren Zorn, der in der That Euer grimmigſter Feind iſt, beſiegen. — Und wenn Ihr wieder eine Magd bekommt, der es nicht an gutem Willen fehlt, ſo verlangt nicht, daß ſie augenblicklich alles ſo verſtändig und geſchickt machen könne, wie ihr ſelbſt. Nehmt Euch die Mühe, ſie nach Eurem Sinne abzurichten, habt ſo viel Geduld, ihr alles mehrere Male zu zeigen, unterſagt ihr ihre Fehler mit Sanftmuth und Liebe — und ſie wird ſich belehren laſſen und ſich in Euch

ſchicken, und Euch ehren und lieben. Ja, wenn Ihr dieſen Euren Gewohnheitsfehler ablegt, ſo wird Euch jedermann als eine vortreffliche Frau ſchätzen. Wenn ich Euch nicht ſchätzte, ſo hätte ich nicht halb ſo viel geſagt. Folgt mir, und Ihr werdet Ehre und Freude, Glück und Segen davon haben."

„Das heißt einmal klug und ehrlich geſprochen, rief Kunerich. Es iſt ein Zuſpruch den mancher Mann und auch manche Frau — die Meinige jedoch ausgenommen! — zu Herzen faſſen dürfte. Was Ihr doch für ein verſtändiges, wohlunterrichtetes Fräulein ſeyd, meine werthe Roſa! Ich ſelbſt will mir meinen Theil aus Euren Reden entnehmen. Was Ihr da ſagtet, ſtimmt mit dem überein, was mir mein ſeliger Vater öfter geſagt hat. Nur faßte er es gewöhnlich in ein kurzes Sprüchlein zuſammen. Kunerich, Kunerich, ſagte er, mehr Witz und weniger Hitz; damit kommt man am beſten durch die Welt."

Nach einigen Tagen zogen Ritter Kunerich und ſeine Gemahlin mit Edelbert und Fräulein Roſa nebſt einem anſehnlichen Gefolge bewaffneter Krieger und ſchön gekleideter Diener nach Tannenburg. Der Ruf von dem, was ſich in Fichtenburg zugetragen, hatte ſich ſchon überall verbreitet. In allen Dörfern und Weilern Kunerichs, durch die ſie zogen, kamen aus jedem Hauſe und jeder kleinen Hütte fröhliche Menſchen hervor, die ſich über die

Eintracht der beyden Ritter freuten, beſonders aber das Fräulen ſehen wollten, die ſo liebreich an ihrem Vater gehandelt, und den Knaben ſo heldenmüthig aus dem Brunnen errettet hatte. Als aber Edelbert in ſein eigenes Gebieth kam — da war es überall ſehr ſtille und alle Ortſchaften ſchienen wie ausgeſtorben. Edelbert wunderte ſich und machte ſich darüber allerley Gedanken; allein als er durch das äußere Thor ſeiner Burg ritt, erblickte er den ganzen Hof voll Menſchen. Alle ſeine Unterthanen waren hier verſammelt und in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt. Auf der einen Seite ſtanden reihenweiſe die Knaben, Jünglinge und Männer; auf der andern die kleinen Mädchen, Jungfrauen und Weiber. Alle waren feſtlich gekleidet. Im Namen der Männer führte Burkhard, der Köhler, das Wort; im Namen der Weiber die Köhlerin Gertraud. Burkhard hatte ſich von dem alten Burgvogte einen nach damaligem Style ſehr langen und ausführlichen Spruch einüben laſſen und fing mit ſehr ernſthaften Mienen und Geberden an: „Sintemalen, alldieweilen und was Maſſen es ſich begeben, zugetragen und ereignet hat — daß — daß —“ hier wußte er nicht mehr weiter. Er faßte ſich aber und ſagte: „Verzeiht, lieber geſtrenger Herr Ritter! In dem Augenblicke, da ich Euch von Angeſicht ſah, iſt mir alles das gelehrte Zeug, das ſehr ſchön ſeyn ſoll, ausgefallen. Ich weiß nun nichts mehr zu ſagen, als: Da ich dieſen Tag noch erlebt habe, will ich

gerne ſterben.“ Auch die gute Gertraud begrüßte ihren guten Herrn und Fräulein Roſa, anſtatt der auswendig gelernten Worte, faſt nur mit Freudenthränen. Ja, die Rührung aller der guten Landleute war ſo groß, daß ſie vor Weinen ihr „Lebe hoch“ kaum hervor bringen konnten. Edelbert und Roſa gingen, beyde ſelbſt zu Thränen gerührt, durch die Reihen hochbeglückter Menſchen. Auf dem erhöhten Platze, vor der innern Schloßpforte, durch die man in die Ritterwohnung kam, befanden ſich Ritter Siegebert und Theobald nebſt mehreren anderen mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern in feſtlichem Schmucke von einer zahlreichen Dienerſchaft umgeben. Zu vorderſt ſtand Agnes, jenes gute Köhlermädchen, mit Blumen bekränzt und weiß gekleidet, und hielt ein purpurrothes Kiſſen, auf dem ſilberhell und mit goldnen Quaſten geſchmückt die Burgſchlüſſel lagen. „Edles Fräulein! ſprach ſie; Ihr habt Euren geliebten Vater nicht nur aus ſeinem Kerker befreyt; Eure kindliche Liebe hat ihm auch die Thore ſeiner Burg wieder geöffnet — empfangt hiemit dieſe Schlüſſel und überreicht ſie Eurem Vater.“ Roſa both das Kiſſen ihrem Vater dar. Er nahm die Schlüſſel mit einem frommen Blick zum Himmel. Er gedachte jener ſchauerlichen Nacht, da er vor eben dieſer Pforte in Sturm und Regen gefeſſelt auf einem Karren ſaß, und aus ſeiner Burg geführt wurde, und Roſa jammernd und weinend ihm folgte. Der freundliche

Empfang, den Kunerichs Gemahlin so schön veranstaltet hatte, war für ihn deßhalb um so rührender. Er sprach: „Bevor ich die Schwelle der Schloßpforte betrete, laßt uns in die Burgkapelle gehen! Gott hat alles, was geschehen ist, uns zum Besten gelenkt. Er hat Trauer in Jubel verwandelt. Laßt uns Ihm ein herzliches „Herr Gott dich loben wir!“ darbringen.“ Alle Ritter und ihre Frauen gaben ihm Beyfall und folgten ihm in die Kapelle.

Hierauf ging man zur Tafel, die in dem großen Saale bereitet stand; das Volk wurde in dem Schloßhofe bewirthet. Edelbert konnte es aber nicht erwarten, bis abgespeiset war. Er ging noch vor dem Ende der Mahlzeit hinunter in den Schloßhof, und war in Mitte seiner Unterthanen so vergnügt, wie ein Vater unter seinen Kindern. Vor allen suchte er den ehrlichen Köhler Burkhard und dessen gutes Weib auf. „Du alter, treuer Diener, sprach er zu ihm, der du mit deiner frommen Hausfrau meine Tochter so freundlich in deine Wohnung aufgenommen hast, du sollst nun diese meine Burg nicht mehr verlassen und für immer hier wohnen. Ich mache dich hiemit zu meinem Stallmeister; ein Amt, auf das du dich, da du von Jugend auf als Reiter dientest, wohl noch besser, als auf das Kohlenbrennen verstehest, und noch immer mit ritterlichem Anstande zu Pferde zu sitzen weißt. Deine gute Gertraud, die mich in meiner Gefangenschaft mit weißem Zeuge versah, soll von nun an Beschlie-

ſerin in meiner Burg ſeyn. Die gute Agnes aber, die meiner Tochter im Unglücke eine ſo treue Gefährtin war, ſoll nun auch im Glücke ihre ſtete Geſellſchafterin ſeyn. Eine treuere Dienerin und Freundin kann ſie unmöglich finden.“

Edelbert ging hierauf bey allen Tiſchen herum, und redete mit jedem der Gäſte. Jedem wußte er etwas Angenehmes zu ſagen. Die Frau von Fichtenburg hatte, da ſie unmöglich alle Unterthanen Edelberts einladen konnte, die älteſten Hausväter mit ihren Kindern und Enkeln ausgeſucht, ohne einen Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen zu machen. Den übrigen hatte ſie geſagt, Edelbert werde ſie ein anderes Mal bewirthen. Manche der Anweſenden hatten vorhin monatliche oder jährliche Wohlthaten von Edelbert bezogen; allein ſeit das Schloß ſich in fremder Gewalt befand, nichts mehr erhalten. Edelbert ſicherte ihnen dieſe Wohlthaten aufs neue zu. Die Freude darüber war allgemein. Alle betheuerten, daß ſie bereit ſeyen, für ihren guten Herrn Gut und Blut daran zu ſetzen. Kunerich, der auch herab gekommen war und Edelberten zur Seite ging, ſagte: „Es iſt doch wahr, Güte geht über Gewalt, und es iſt beſſer geliebt als gefürchtet ſeyn.“ Edelbert ſprach: „Ein Herr, den die Böſen fürchten, und die Guten lieben, iſt meines Bedünkens der Beſte.“

Zwanzigstes Kapitel.

Was von Rosa's Schicksalen noch weiter bekannt ist.

Edelbert und Kunerich, Rosa und Hildegard besuchten einander sehr oft. Kunerich zog zu seinem und seiner Unterthanen Wohl in allen Angelegenheiten seinen Freund Edelbert zu Rath. Rosa ehrte die edle Hildegard als eine zweyte Mutter, und suchte immer noch von ihr zu lernen. Die Freundschaft, in der alle zusammen lebten, trug sehr viel bey, ihrer Aller Leben zu verschönern und zu veredeln.

Einige Zeit aber war Kunerich nicht mehr nach Tannenburg gekommen; ja er hatte sogar die Besuche, die Edelbert und Rosa ihm zudachten, unter unbedeutenden Vorwänden abgelehnt. Ganz unvermuthet sprengte er jedoch eines Tages auf seinem Schimmel wieder in den Burghof, und lud Edelbert und Fräulen Rosa ein, unverzüglich sich mit ihm nach Fichtenburg zu begeben. Sie merkten es ihm wohl an, daß er etwas Besonderes im Sinne habe. Es gelang ihnen aber nicht, das Geheimniß heraus-

zubringen. Indeſſen reiſten ſie mit ihm. Als ſie in Fichtenburg angelangt waren, ließ Kunerich ihnen kaum Zeit, ſeine Gemahlin zu begrüßen. „Edelbert, ſagte er, du mußt ſogleich mit mir, und Roſa muß auch mit!“ Er zog Edelbert faſt mit Gewalt fort, und Hildegard und Roſa folgten den beyden Rittern. Sie kamen — in den dunkeln Gang zu Edelberts Kerker. „Himmel, wohin führeſt du mich?“ ſprach Edelbert befremdet. „Mir ſchauert es, ſagte Roſa; was ſollen wir in dem traurigen Gefängniſſe?“ Kunerich ſchwieg, öffnete die Thüre des Gefängniſſes — und ſie traten erſtaunt in eine ſehr ſchöne nach damaliger Art prächtig ausgezierte Kapelle. Einige hohe Fenſter mit bunten Glasgemählden gaben ihr Licht; Gewölbe und Mauern waren himmelblau bemahlt und mit goldenen Sternlein beſäet; der Altar prangte reichlich mit vergoldetem Schnitzwerke.

Edelbert und Roſa bezeugten ihre Verwunderung und ihren Beyfall. „Das dacht' ich, ſagte Kunerich, daß Euch dieſe Umwandlung gefallen werde. Ich wollte Euch damit überraſchen; deßwegen verbath ich, während wir bauten, mir Eure Beſuche. — Nicht wahr, die Kapelle iſt ſchön? Allein meiner frommen Hildegard gebührt die Ehre davon. Sie wußte es ſehr klug einzuleiten, daß ich das Kirchlein herſtellen ließ. Laßt Euch erzählen, wie ſie es anfing. Als wir Euch vorigen Herbſt nach Tannenburg

begleitet hatten und wieder nach Hauſe gekommen waren, bath ſie mich, mit ihr das Gefängniß, in dem du gefangen lagſt, zu beſehen. Ich hatte wenig Luſt dazu. „Wozu das? ſagte ich; mir grauet davor!“ Indeſſen ging ich doch mit ihr. Sie bath gar zu beweglich. Als wir herein getreten waren, ſagte ſie zu mir: „Sieh doch, wie die kindliche Liebe das düſtere Gefängniß zu einer ſo freundlichen Wohnung umzuſchaffen wußte!“ — „Es iſt wahr, ſagte ich, vorhin ſah es hier furchtbar aus; jetzt iſt es da ſo hell und ſchön, wie in einer Kapelle.“ Da rief meine gute Hildegard ſehr erfreut: „Du haſt da, lieber Kunerich, einen herrlichen Gedanken, der im Stillen auch der meinige war. Er kam mir zuerſt in den Sinn, als ich die ſchöne Burgkapelle in Tannenburg ſah. Ja, zu einer Kapelle läßt ſich dieſe geräumige gewölbte Halle leicht machen. Etwas müſſen wir doch thun, um unſere Dankbarkeit gegen Gott wegen der glücklichen Rettung unſers Sohnes an den Tag zu legen. Die Stiftung einer Kapelle iſt das Beſte, was wir thun können. Dieſe fehlt uns gerade noch, ſo trefflich unſere Burg auch ſonſt eingerichtet iſt. Bisher mußten wir immer in die Dorfkirche unten am Berge in den Gottesdienſt gehen, was ſehr beſchwerlich, ja manchmal unmöglich war. Eine eigene Burgkapelle iſt ein Denkmahl, das noch unſern Nachkommen Segen bringen wird.“ So ſagte ſie. Der Vor-

ſchlag gefiel mir. „Du haſt vollkommnen Recht, ſprach ich; ja, ſo ſey es. Hier ſoll kein Gefangener mehr ſchmachten; hier wollen wir Gott ſtets für ſeine Gnade und Erbarmung danken, daß er unſern Sohn durch Fräulein Roſa rettete, mich mit Ritter Edelbert ausſöhnte, und mir den Frieden meines Herzens wieder gab.“ So iſt dieſe Kapelle zu Stande gekommen.“

„Und morgen, fügte Frau Hildegard noch bey, wird der fromme Abt Norbert als Weihbiſchof die Kapelle einweihen. Siegebert, Theobald und mehrere andere Ritter, die uns lieb und werth ſind, werden mit ihren Frauen und Kindern bey dieſem Feſte erſcheinen. Allein die liebſten und wertheſten Gäſte, ſeyd Ihr uns, werther Edelbert, und Ihr, meine theure Roſa. Wir ſind auch verſichert, daß Ihr an der Einweihung dieſer Kapelle, die Euch ihr Daſeyn dankt, einen beſondern Antheil nehmen werdet. Ihr werdet dieſem ſchönen Feſte gewiß mit frommer Rührung beywohnen.“

Die Einweihung der Kapelle zum Gottesdienſte war auch wirklich eine ſehr ſchöne und rührende Feyerlichkeit. Die eingeladenen Ritter trafen mit allen den Ihrigen zur beſtimmten Stunde getreulich ein. In ihrem feyerlichſten Anzuge nach damaligem Gebrauche — in Helm und Harniſch und mit dem Schwerte umgürtet — ſtellten ſich die Ritter zu beyden Seiten des Altars; die Rittersfrauen er-

ſchienen, wie es in jener Zeit an hohen Feſten Sitte war, in Schwarz mit Gold gekleidet; die Fräulein aber weiß und mit Blumen bekränzt. Alle waren voll Ehrerbiethigkeit vor Gott. Der kleine Eberhard aber und ſeine zwey kleinen Schweſterchen knieten mit aufgehobenen Händchen und einer Andacht vor dem Altare, daß man kleine Engel in ihnen zu erblicken glaubte.

Die Kapelle war mit grünen Mayen, der Altar mit friſchen Blumen geſchmückt; reine Wachskerzen brannten und Weihrauchwolken ſtiegen empor.

Der ehrwürdige Abt Norbert betrat mit Infel und Stab, und von mehreren Geiſtlichen im reichen Ornate umgeben, den Altar, wandte ſich zu der Verſammlung, bemerkte mit frommer Freude ihre andächtige Stellung und Geberde, und hielt eine kleine Anrede, die ihrem weſentlichen Inhalte nach ſo lautete:

„Geliebte im Herrn! Die Liebe guter Eltern zu ihrem Sohne, der aus einer großen Gefahr errettet wurde; die Liebe einer guten Tochter zu ihrem Vater dem ſie hier an dieſem Orte ſehr viel Gutes that — waren die Veranlaſſung, daß dieſer vorhin fürchterliche Ort in dieſe freundliche Kapelle umgeſchaffen wurde und nun heute zur Anbethung Gottes, zum dankbaren Andenken an Gottes Wohlthaten eingeweiht wird.“

„Die Geſchichte, die uns den heutigen Feſttag

bereitete, beſtimmt auch den Inhalt meiner Feſtpredigt. Doch werde ich — um die Beſcheidenheit einiger meiner verehrten Zuhörer nicht zu beleidigen — die Geſchichte nicht weiter berühren. Sie iſt allen hinreichend bekannt. Ich werde blos an einige Lehren erinnern, die ſich durch dieſe Geſchichte ſehr ſchön bewähren; ich werde — ſumal ich mehrere verehrte Eltern mit ihren geliebten Kindern vor dem Altare verſammelt ſehe — blos ein Wort an Eltern und ein Wort an Kinder vorbringen."

„Es iſt eine ſchöne Anordnung Gottes, aus der ſeine Weisheit und Güte beſonders freundlich hervorleuchtet, daß Er die liebenswürdigſten und hülfsbedürftigſten Geſchöpfe auf Erden, die Kinder, der Pflege liebender Eltern anvertraute; daß Er den Eltern eine ganz eigene Liebe zu den Kindern — einen Funken ſeiner Alles umfaſſenden Liebe — in das Herz legte; daß Er ſeine erſten Wohlthaten, die den Menſchen auf Erden an Leib und Seele zu Theil werden, ihnen durch einen guten Vater, eine zärtliche Mutter zukommen läßt; daß Er, der Unſichtbare, den Kindern ſeine unendliche Liebe in der Liebe treuer Eltern ſichtbar und augenſcheinlich offenbaret."

„Möchten doch alle Väter und Mütter ſich bemühen, ihren Kindern ein treues Bild der höchſten Güte vor Augen zu ſtellen; möchten ſie Gott nachahmen, der uns Menſchen nicht blos ſpeiſet, tränkt und kleidet, ſondern auch auf mannichfaltige Weiſe

für unsre Belehrung sorgt, uns durch Belehrungen und Strafen zum Guten lenkt, uns durch alles, was Er verfügt, zu edlen Menschen bilden will; möchten die Liebe der Eltern zu den Kindern, diese Flamme vom Himmel, nie vom Ruß und Rauch irdischer Leidenschaften getrübt und verfinstert werden, nie in blinde Zuneigung ausarten, die der Fehler nicht achtend, die Kinder verderbt; möchte diese himmlische Flamme, das Gefühl der Eltern für ihre Kinder, nicht durch Weltliebe, Sinnenlust, zerstreuende Vergnügungen, wilde Leidenschaften gar ausgelöscht werden."

„„Möchten alle Kinder das Glück, gute Eltern zu haben, recht zu schätzen wissen! Ihr Söhne und Töchter, die ihr die Jahre der Kindheit bereits zurück gelegt habt, blickt in diese goldenen Jahre, die glücklichste Zeit eures Lebens, noch einmal zurück! Eure Eltern sorgten da für alles, was ihr bedurftet; Speise und Trank wurden euch zur rechten Zeit gereicht; die fertigen Kleider euch von der liebreich geschäftigen Mutter angezogen. Euer Vater scheute keine Mühe und versagte sich manches Vergnügen, euch alles Nötbige zu verschaffen. Die zärtliche Mutter theilte den Bissen vom Munde mit euch! Wenn ihr krank waret, wachte die zärtlich besorgte Mutter schlaflose Nächte hindurch an eurem Krankenbette. Die Sorgfalt des Vaters, die zärtliche Aufsicht der Mutter warnte und bewahrte euch vor Ge-

fahren. Zu ihnen nahmet ihr in allen euren kleinen Anliegen eure Zuflucht, und wie oft trockneten sie eure Thränen? Bey ihnen, ihrer besseren Einsicht, fandet ihr Belehrung. Sie ersetzten euch den Mangel an Erfahrung; ihre Einsicht wurde nach und nach die Eurige. Sie lehrten euch reden; hundertmal fragtet ihr sie, wie dieses oder jenes heiße, und der Vater und die Mutter wurden nicht müde, eure Fragen mit freudiger Bereitwilligkeit zu beantworten. Sie sagten euch, was wahr, gut und schön ist, und ermunterten euch dazu. Sie waren die Schiedrichter in euren kleinen Streitigkeiten mit euren Geschwistern, und gewöhnten euch zur Verträglichkeit, zu Frieden und Eintracht. Die Zufriedenheit des Vaters mit eurem Wohlverhalten, das freundliche Lächeln eurer Mutter war euch Belohnung, wohl mehr noch, als die erfreuende Geschenke; selbst die Strafen, die weise Eltern hie und da nothwendig fanden, waren Wohlthaten für euch! Wie liebreich hat Gott von dem Augenblicke an, da sich eure Augen das erste Mal dem Lichte der Sonne öffneten, für euch gesorgt!"

„Erkennet in dieser schönen Anordnung Gottes seine Liebe und Freundlichkeit gegen euch. Ehret Ihn in euren Eltern, durch deren Hände Er euch so viel Gutes erweiset! Liebet eure Eltern, die Gott euch gab! Seyd euren Eltern, die euch an Einsicht weit übertreffen und die es so gut mit euch

meynen, gehorſam — und folgt ihren Winken! Die zärtlichſte Dankbarkeit gegen ſie erfülle euer Herz. O fern von euch ſey eines der empörendſten Laſter — der kindliche Undank. Habt ein herzliches Zutrauen zu euren Eltern — und hütet euch, wenn ihr gefehlt habt, vor Falſchheit und Verſtellung, die immer die erſten Schritte zum gänzlichen Verderben ſind. Suchet euren Eltern Freude zu machen! Trachtet, da ihr die unzählbaren Wohlthaten, die ſie euch erwieſen, ihnen doch niemals ganz vergelten könnet, euch wenigſtens erkenntlich gegen ſie zu bezeugen. Wie ſie in den hülfloſen Tagen eurer Kindheit ſich eurer annahmen, ſo verpflegt auch ihr ſie in den kommenden Tagen des unbehülflichen Alters und verſüßt ihnen ihre letzten Lebenstage. Ihr ſolltet euch lieber mit trockenem Brode und mit Waſſer begnügen und euch lieber in den rauhſten Zwilch kleiden, ehe ihr eure Eltern Mangel leiden ließet. So nur erfüllt ihr das vierte Geboth! So nur wird es euch wohl gehen in dieſem und in jenem Leben. Gottes Segen wird euch begleiten bis zum Grabe und jenſeits wird er ſeine Herrlichkeit mit euch theilen."

„Von den Vätern und Müttern und von den Kindern, die hier um den Altar verſammelt ſind, blicke ich auf zu Gott, dem dieſer Altar geweiht wird — der unſer Aller liebevoller Vater iſt, und deſſen liebende Kinder wir Alle ſeyn ſollen — der da will, daß wir Ihm den zärtlichen Namen Vater

geben und der uns versichert, daß Er unsrer weniger Vergessen könne, als eine Mutter ihres Kindes!"

„Allen Eltern, die ihre Kinder herzlich und innig lieben, sey diese ihre Liebe zu ihren Kindern ein Pfand der Liebe Gottes, des Vaters im Himmel, gegen alle Menschen. Welch ein Trost in allen Leiden muß einem Vater, einer Mutter der Gedanke seyn: Gott liebt mich unendlich mehr, als ich meine Kinder! Wie sollte Er nicht für mich sorgen, wie könnte Er meiner vergessen!"

„So können auch nur jene Kinder, deren Herz zur Ehrerbiethigkeit, zur Liebe, zum Vertrauen, zum Gehorsam gegen die Eltern gebildet worden, Gott in Wahrheit und mit gerührtem Herzen „Vater" nennen; nur solche Kinder können dahin gelangen, Ihn, den besten Vater, über alles zu lieben, aus Gehorsam zu Ihm in den Versuchungen zum Bösen fest zu stehen, und wahrhaft gute Menschen zu werden. Nur Kinder, die in ihrem väterlichen Hause zur Liebe gegen ihre Geschwister, fern von Haß, Neid und Zwietracht, erzogen worden, können, wenn sie in die Welt eintreten, alle Menschen als Kinder des Einen Vaters im Himmel, als ihre Brüder und Schwestern lieben. Nur solche Kinder werden bey den mancherley Leiden, von denen kein Menschenleben frey ist, im Vertrauen auf den Vater im Himmel einen festen Stab finden, und auch einst

den Tod nicht fürchten — denn er bringt ſie ja heim zu Ihm, in das väterliche Haus, wo es Kinder doch immer am beſten haben."

„Gott, beſter Vater im Himmel! verleih uns, daß alle Menſchen dich über alles, und einander als Brüder und Schweſtern lieben, und ſich auch der armen Waiſen und Wittwen annehmen, und ſich vor dem Verderben der Welt, das alle wahre Liebe zerſtört, unbefleckt bewahren. Dieß iſt ein reiner, Dir gefälliger Gottesdienſt! So nur würden alle Familien auf Erden Eine Gottesfamilie ausmachen, auf die du, Vater der Menſchen, mit Wohlgefallen herabblickeſt. Daß der Gottesdienſt, zu dem jetzt dieſe Kapelle eingeweiht, und der jetzt und in künftigen Zeiten hier entrichtet wird, dazu beitrage — das iſt dein Wille; dazu verhilf uns Du durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn, Amen."

Nachdem die Kapelle eingeweiht und der erſte Gottesdienſt darin gehalten war, ging man in dem großen Saale zur Tafel. Kaum hatte man ſich geſetzt — ſo erſchollen Trompeten in dem Schloßhofe. Kunerich und die übrigen Ritter horchten hoch auf, ſprangen an die Fenſter, und ſahen — eine Schaar bewaffneter Reiſige in dem Schloßhofe. Mehrere Diener ſtürzten zur Saalthüre herein und riefen: „Der Herzog"! Die Ritter wollten ihm entgegen eilen — allein ſchon trat er, von mehreren Rittern begleitet, in den Saal. Er war ein anſehnlicher

Mann, von hoher, edler Geſtalt. Seine Locken waren bereits grau, allein ſeine Augen noch voll Feuer. Er begrüßte Edelbert zuerſt, both ihm die Rechte und ſprach: „Mein lieber Ritter Edelbert, ich wollte Euch die erſte Nachricht von dem ruhmvoll erkämpften Frieden und meinen und des Kaiſers Dank für die dabey geleiſtete Hülfe ſelbſt überbringen, und Eure tapfern Leute, die den Frieden erkämpfen halfen, Euch perſönlich wieder zuführen. Geſtern Abends ſpät kam ich auf Tannenburg an; wo ich hörte, daß Ihr in Fichtenburg wäret. Ich ritt alſo, mit meinen Kriegsgefährten, ſogleich nach Anbruch des Tages hieher — überzeugt, daß wir nun auch in Ritter Kunerich einen aufrichtigen und getreuen Freund finden würden.“

„Nicht wahr, ſprach er zu Kunerich gewandt und ihm die Hand biethend, eines ſolchen Ueberfalls waret Ihr nicht gewärtig? — Ich verſichere Euch hiemit auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers deſſen höchſter Zufriedenheit über Eure Ausſöhnung mit dem vortrefflichen Edelbert — und bezeuge Euch auch mein Wohlgefallen, zwey ſo tapfere Ritter in Frieden und Eintracht hier beyſammen zu finden.“ Kunerich war vor Freude faſt außer ſich. Die Gnade des Kaiſers und des Herzogs wirkte faſt wie Rheinwein auf ihn; ſie machte ihn beynahe trunken.

Der Herzog bemerkte jetzt den frommen Abt,

ging zu ihm hin, bezeugte ihm seine aufrichtige Freude, ihn hier zu treffen und setzte noch bey: „Ich freue mich um so mehr, Euch hier zu sehen, Hochehrwürdiger Vater, da dieses Glück uns Weltleuten so selten zu Theil wird; Ihr zeigt Euch nirgends außer den Mauern Eures Klosters, als wo Euch die fromme Pflicht hinruft.“

Hierauf wandte sich der Herzog an Kunerichs Gemahlin und sprach: „Auf Eure gütigen Gesinnungen vertrauend, edle Frau, lade ich mich, als ein ungebetheuer Kirchweihgast, selbst zu Tische und begrüße in Euch meine und der Ritter, die mit mir kamen, freundliche Hauswirthin! An Euch, mein liebenswürdiges Fräulein, sprach er zu Rosa, habe ich noch besondere Aufträge, die ihr nach Tische vernehmen sollet. Jetzt will ich alle die Herren Ritter und deren Frauen und Fräulein Töchter, die ich hiemit sämmtlich grüße, nicht länger von der Tafel abhalten und sogleich mit gutem Beyspiel voran gehen — denn, um die Wahrheit zu gestehen, habe ich von dem etwas starken Ritte hieher wirklich Hunger bekommen. Wir wollen einmal recht freundschaftlich und ohne Umstände zusammen speisen. Frau von Fichtenburg und Fräulein Rosa wünschte ich — zu beyden Seiten zu haben, obwohl ich so dreyfach gegen das Sprichwort anstoße: „Die Tugend befindet sich in der Mitte.“ Euch, Hochehrwürdiger Abt, hätte ich am liebsten mir gegenüber,

zwischen den zwey ausgesöhnten Rittern. Frieden stiften war von jeher Euer liebstes Geschäft; diese Stelle kann Euch also nicht anders, als angenehm seyn. So haben wir auch die vier Personen, die an der Geschichte, die uns hier zusammen bringt, den meisten Antheil haben, zunächst um uns, und können um so vertraulicher zusammen sprechen. Die übrigen wissen ihre Plätze. Der Herzog setzte sich an die erste Stelle der Tafel, wo man ein frisches Gedecke und einen goldenen Pokal für ihn bereitet hatte; alle übrigen setzten sich, wie er es angeordnet hatte.

Nachdem der erste Hunger der Gäste gestillt war, sprach der Herzog: „Sowohl die Fehde zwischen Edelbert und Kunerich, als auch ihre Aussöhnung, und was Frau Hildegard und vorzüglich Fräulein Rosa dazu beygetragen, ist uns zwar schon in dem kaiserlichen Lager zu Ohren gekommen. Allein die Geschichte ist mir so wichtig, daß ich auch die näheren Umstände zu wissen wünschte.“ Er fragte nun bald nach diesem, bald nach jenem Umstande. Edelbert und Rosa, Kunerich und Hildegard mußten abwechselnd erzählen. Der Herzog hörte sehr aufmerksam zu, und bezeugte dem trefflichen Edelbert öfter sein Bedauern und der edlen Rosa seinen Beyfall. Auch der Frau von Fichtenburg ertheilte er verdiente Lobsprüche, und fand an Kunerichs gegenwärtigem Betragen noch ein besonderes Vergnügen. Edelbert und Rosa wollten, um Kunerich zu schonen, in

ihrer Erzählung manches verſchweigen oder doch ſchnell darüber wegeilen. Allein Kunerich erzählte es dann ſelbſt mit freymüthiger Aufrichtigkeit. „Ich habe grob gefehlt, ſagte er, ich weiß es. Allein der Fehler iſt nun einmal geſchehen, und Verheimlichen macht ihn nicht ungeſchehen. Rühmlicher iſt es, den Fehler friſch weg bekennen, und ihn, ſo gut man kann, wieder vergüten. Das, glaube ich, redlich gethan zu haben — und ich rathe jedem, der gefehlt hat, es auch zu thun. Er wird dabey nicht übel fahren — und auf einem andern Wege kommt Ruhe und Zufriedenheit niemals in ſein Herz.“

Am Ende der Erzählung blickte der Herzog vergnügt im Kreiſe umher und ſprach: „Dem werthen Fräulein hier haben wir es zu danken, daß wir bey dieſer Freudenmahlzeit friedlich beyſammen ſitzen. Ohne ihre Dazwiſchenkunft würden wir uns jetzt einander im blutigen Kampfe feindlich gegenüber ſtehen. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir den Ritter Edelbert nicht im Kerker hätten ſitzen laſſen. Es war im kaiſerlichen Lager ſchon beſchloſſen, ſobald der Friede mit den auswärtigen Feinden zu Stande gebracht wäre, ſollte ich mit großer Macht vor Kunerichs Burg rücken, um ſie zu erobern. Kunerich hätte uns den Kampf gewiß ſehr heiß gemacht, und vieles Menſchenblut wäre an den Mauern dieſer Burg herabgefloſſen. Gott

ſey geprieſen, daß Er durch eine zarte Jungfrau das edle Fräulein hier, es anders lenkte.“

Die beſcheidene Roſa errörhete. „Ach gnädigſter Herr, ſagte ſie, ſo viele Ehre gebührt mir nicht. Gott allein lenkte alles ſo. Das Vögelein, das in den Brunneneimer flog, hat an dem glücklichen Ausgange der Mißve.ſtändniſſe zwiſchen Ritter Kunerich und meinem Vater ſo vielen Antheil, als ich. Dadurch, daß es in eben dem Augenblicke, da Eberhard ſich am Brunnen befand und Thekla entfernt war, herbey gekommen, verhinderte es den Krieg.“

Der fromme Abt Norbert ſprach ſehr gerührt: „Die feine und liebliche Bemerkung, die Fräulein Roſa machte, iſt nicht mit Gold zu bezahlen. Ja, ſo iſt es. Tauſend kleine Umſtände kommen in dem täglichen Leben vor, auf die wir nicht achten, und die doch von den wichtigſten Folgen ſind, und oft das Schickſal vieler Menſchen entſcheiden. Solcher Umſtände finden ſich in dieſer Geſchichte noch mehrere. Wer denkt zum Beyſpiele daran, daß ſein Schickſal davon abhängen könne, ob es heute regne oder die Sonne ſcheine? Allein wenn es an jenem Tage, an dem die Herbſtſonne ſo freundlich in dieſe Burg herein ſchien, geregnet hätte, ſo wäre der kleine Eberhard nicht in den Burghof hinab gekommen und Roſa hätte keine Gelegenheit gefunden, ihn zu retten und das Herz ſeines Vaters zu erweichen — und vielleicht mehrere hundert tapfere Männer hät-

ten bey der Belagerung das Leben verloren, und ihre Wittwen und Waiſen unzählige Thränen darüber vergoſſen. Wer hält es für möglich, daß es in der Geſchichte ſeines Lebens eine große Aenderung machen könne, ob dieſe oder jene Speiſe auf ſeinem Tiſche ſtehe? Allein wäre jenes Näpfchen voll Erdſchämme dort in der Köhlerwohnung nicht auf dem Tiſche geſtanden, ſo wäre es dem Fräulein nicht eingefallen, das Dienſtmädchen der Thorwärterin zu werden. Jene Erdſchwämme wendeten unter Gottes Leitung das große Unglück ab, daß dieſe Burg, anſtatt des Freudenfeſtes, das wir jetzt darin feyern, nun beſtürmt und vielleicht in einen Schutthaufen verwandelt werde. So verherrlichet ſich die göttliche Vorſehung in den anſcheinenden Zufällen des menſchlichen Lebens. Wie ein geſchickter Tonkünſtler tauſenderley Töne, ja mitunter ſelbſt Mißlaute, zu einem wohllautenden Ganzen zu vereinigen weiß, ſo fügt die göttliche Allmacht und Weisheit tauſenderley, theils angenehme, theils unangenehme Ereigniſſe unſers Lebens zu einem wohlübereinſtimmenden Ganzen zuſammen. Möchten wir unſer Leben in dieſer Hinſicht öfter aufmerkſam überdenken — wie oft würden wir Anlaß finden, Gott für ſeine weiſen und liebreichen Anordnungen mit frohem Herzen zu loben und zu preiſen!“

Alle gaben ihm Beyfall; der Herzog aber ergriff jetzt feyerlich den goldenen Pokal, ſtand auf und

rief: „Auf das Wohl des Kaiſers!“ Alle, der Abt, die Ritter, die Edelknechte, Frauen und Fräulein erhoben ſich ehrerbiethig, wiederholten den Ausruf mit lauter Stimme und tranken. Hierauf ſtellte der Herzog den goldenen Becher auf die Tafel, wandte ſich zu Roſa und ſprach: „In dieſem feyerlichen Augenblick entledige ich mich des Auftrages des Kaiſers —, an Euch, mein theures Fräulein. Mit hohem Wohlgefallen hat der Kaiſer Eure große Liebe zu Eurem Vater vernommen, die uns nach glücklich beendigtem auswärtigem Kriege eine einheimiſche blutige Fehde erſparte. Er beſchloß daher in ſeiner Weisheit, was ich Euch, werthes Fräulein, Eurem geliebten Vater und allen Anweſenden kund und zu wiſſen machen werde.“ Der Herzog winkte einem der Ritter, die mit ihm gekommen waren. Dieſer brachte einen großen, mit vielen Verzierungen auf Pergament geſchriebenen Brief, der mit rothem Sammet umſchlagen war und an dem an ſeidenen, mit Gold durchflochtenen Schnüren ein großes kaiſerliches Siegel in einer Kapſel von Elfenbein herabhing. Der Herzog überreichte den Brief dem erſtaunten Fräulein und ſprach: „Mein verehrtes Fräulein! Da Euer Vater keinen Sohn hat, und Tannenburg, als ein Mannslehen, nebſt allen Gütern an den Kaiſer und das Reich zurückfallen würde, Ihr aber dem Kaiſer und dem Reiche größere Dienſte geleiſtet habt, als es vielleicht zehn Söhne hätten

thun können, so wird, wie dieser Brief ausführliche
sagt, dieses Lehen von dem Kaiser und den Fürsten
des Reiches Euch übertragen. Ihr könnet nun au
den edelsten Rittersöhnen Deutschlands Euch eine
Gemahl nach Eurem Herzen wählen, und derselb
hat keine andere Bedingungen zu erfüllen, als da
er sich von Tannenburg schreibe. Möge so der ruhm
würdige Name von Tannenburg sich noch au
Enkel und Urenkelsöhne forterben und dieses edl
Geschlecht noch lange ein Segen der Erde bleiben."

Edelbert war von dieser ausgezeichneten Gnad
des Kaisers tief gerührt. Rosa, die sich einer sol
chen Auszeichnung nicht würdig hielt, konnte kaum
Worte finden, ihren Dank auszudrücken. De
Wunsch des Herzogs aber ward in der Folge voll
kommen erfüllt. Viele edle junge Ritter bewarbe
sich um Rosa's Hand; sie aber wählte den edelste
unter allen, mit dem sie auch in der glücklichste
Ehe lebte — Ekbert, den jüngsten Sohn de
Herzogs. Doch dieß geschah erst nach einige
Jahren.

Jetzt äußerte der Herzog, daß er nach beendig
ter Tafel noch den Brunnen und die Kapelle zu sehe
wünschte. Hildegard ordnete sogleich an, daß de
Eimer des Brunnens, bevor man ihn hinab ließe
rings mit brennenden Wachskerzen umgeben werde
um die dunkle Tiefe des Brunnens zu beleuchten

Der Herzog begab sich mit der ganzen Gesellschaf

zu dem Brunnen, lobte deſſen kunſtreiche Bauart und ſprach, indem er den Kranz von ſchimmernden Lichtern immer tiefer hinab ſinken ſah: „Wahrhaftig, mein wertheſtes Fräulein, mich wunderts, wo Ihr den Muth hergenommen, Euch da hinab zu wagen. So lange dieſe Burg ſteht, wird man von dem kühnen Fräulein von Tannenburg reden. Ihr habt Euch an dieſem Brunnen ein Denkmahl geſtiftet, desgleichen dem größten Helden kaum eines zu Theil wird."

„Ach nicht doch, gnädigſter Herr, ſagte das anſpruchsloſe Fräulein; der Brunnen ſey vielmehr ein Denkmahl der Allmacht und der Barmherzigkeit Gottes. Ich fühle es in dieſem Augenblicke, da ich hinab ſehe, nur zu wohl, daß der Muth, mich hinab zu wagen, nicht in mir laz. Gott hat mir den Muth eingehaucht. Gott hat den Knaben gerettet. Nur Ihm, dem Allbarmherzigen, von dem alles Gute kommt, danke — Ihn lobe und preiſe, wer immer dieſen Brunnen erblickt."

Der Herzog begab ſich hierauf in die Kapelle, kniete einige Minuten an den Stufen des Altars, ſtand dann auf und ſprach: „Da eigentlich Roſa's kindliche Liebe zu ihrem gefangenen Vater ſein Gefängniß in eine Kapelle umgeſchaffen hat, ſo ſollte man mit goldenen Buchſtaben die Inſchrift über den Altar ſetzen: „Dem Andenken der kindlichen Liebe."

Roſa antwortete, abermal beſcheiden erröthend:

„O nein, nein! Das wäre zu viel Ehre für einen Menſchen. Dem Allerhöchſten allein, der große Dinge an uns gethan hat, bleibe dieſer Altar und dieſe Kapelle gewidmet.“

Der fromme Abt lobte Roſa's Beſcheidenheit, und ſprach dann weiter: „Ich ſchlage jedoch vor, anſtatt der Inſchrift, die das beſcheidene Fräulein mit Recht ablehnt, mit großen goldenen Buchſtaben die Worte anzubringen: „Ehre Vater und Mutter, ſo wird es dir wohl gehen und du wirſt lange leben auf Erden.“ Es geſchah — und die göttliche Verheißung, die in dieſen Worten enthalten iſt, wurde auch fernerhin an Roſa im reichlichſten Maaße erfüllt.